LD 3706

Die

Christliche Kinder-Zeitung

zur

Bildung, Belehrung und Unterhaltung des kindlichen Alters.

Herausgegeben

von

C. Schmid.

In 12 Lieferungen mit mehr als 60 Vignetten.

Augsburg, **1841.**
In Commission der J. A. Schlosser'schen Buchhandlung.

LIOTHEK • UGSBURG

Ein Wort zum freundlichen Willkommen einer Kinderzeitung.

„Ei, da ist nun die Christliche Kinderzeitung, der wir schon lange mit Sehnsucht entgegen blickten," höre ich Euch, liebe Kinder, beim Anblick dieses Blättchens, einander zurufen. Ja, da ist sie, kommt und erfreut Euch nach Herzenslust darinnen in Unschuld und Friede. Ich werde mich bemühen darin alles zu pflanzen, was Euch angenehm und nützlich werden, ja, was Euch reine Freuden bereiten kann, vor den unreinen werde ich Euch liebend warnen, damit Ihr Eure Kinder-Unschuld bewahren und ins höhere Alter mit hinüber nehmen lernet. Daß Ihr fromm und gottesfürchtig werdet, das Böse meidet, dem Guten Euch weiht, wodurch allein wahre Freude

genossen wird, das, Kinder! muß euer Streben seyn. Ich werde manche für Euch Kinder zweckmäßige Geschichten aus der Kinderwelt, aus Euerm Vaterlande und aus der Naturgeschichte desselben erzählen, um Euch mit der Welt um und neben Euch und mit merkwürdigen Menschen bekannt, vor Allem aus aber, Euch auf Gottes Weisheit und Güte, auf die rettende Huld Eures Heilandes und Erlösers, und auf Euch selbst, auf Eure Fehler und Tugenden, mit einem Wort, auf das Eine was Euch Noth thut, aufmerksam machen, damit Ihr immer auf dem Wege der Tugend und Sittlichkeit bleibet, und ja nicht die schönen Gartenbeete des Anstandes, der Unschuld und des Friedens zertretet. Darum möchte ich Euch immer die Worte, aus einem für Euch gedichteten Liede *) zur Prüfungsfeier, zurufen: Kindheit! Kindheit! benütz' die goldene Zeit.

Der Herausgeber.

---

*) Dieses Lied werde ich Euch in der zweiten Lieferung dieser Kinder-Zeitung mittheilen.

Der gute Hirt.

Ich bin das arme Lamm,
das in der Wüste irrt:
O komm und bringe mich
nach Hause, guter Hirt.

Morgenlied.

Gott schuf die schöne Sonne,
Er gibt dem Tag sein Licht;
Und mir, mir gibt er Wonne,
Nach treu erfüllter Pflicht.

Mich hat erquickt der Schlummer.
Schnell floh die Nacht dahin:
Ich wache ohne Kummer
Mit einem heitern Sinn.

Mit kindlichem Gemüthe
Preis' ich, o Vater, dich
Für diese große Güte;
Mein Vater, höre mich.

Dir will ich meine Tage,
Nur dir will ich sie weih'n;
Dann werden Reu' und Klage
Auch stets fern von mir seyn.

Die Unterlassung des Guten.

Eine Parabel.

Es war der letzte Tag des Jahres, als Euphemion, ein gutgearteter, aber auf seine Tugend stolzer Jüngling, den Hügel verließ. Bei jenem fernen blätterlosen Haine war nun die Sonne untergegangen, und um diese Sonne, die letzte so mancher schon von ihm durchlebten Jahre sinken zu sehen, hatte er den Hügel bestiegen. Jetzt sah er auch ihren schwächsten Schimmer am Horizonte nicht mehr; es dämmerte, als er vom Hügel herabstieg. „Die Nacht“ — sprach er — „verhüllt jetzt das Jahr, das nicht wieder zurückkehrt.“ — Mit diesem Gedanken beschäftigt, setzte er am Fuße des Hügels sich an einen bemoosten Baum. Ein plötzlicher Schlummer ergriff sein Auge, und durch die unsichtbare Macht seines Schutzgeistes sank

er in einen tiefen Schlaf. Sogleich sah er sich in eine weite Grotte von seinem Schutzgeiste geführt. Viele große Tafeln erblickte er daselbst auf denselben eine ungeheure Menge Bücher. „Wozu diese Bücher?“ — fragte er seinen Schutzgeist. „Du siehst hier“ — antwortete dieser — „die Bücher, in welche der Schutzgeist eines jeden Menschen dessen Handlungen zeichnet, die einst vor einem strengen Gerichte nach dem Tode des Menschen geprüft werden sollen. Auf der einen Seite sind die guten, auf der andern die bösen verzeichnet. Am Ende des Jahres wird die Rechnung zusammengezogen.“ Voll Neugierde sprach der Jüngling zu seinem Genius *): „Ist denn hier auch mein Buch verwahrt?“ — „Dort steht es,“ erwiederte dieser. „Und darfst du es mir zeigen?“ — fuhr der Jüngling fort, ihn mit heiterm Gesichte zu fragen. — „Wenn du es wünschest,“ — war die Antwort, „ich darf es. Aber willst du deine Ruhe stören?“ — „Ich, meine Ruhe stören?“ — sprach der Jüngling mit selbstzufriedener Miene — „dies hoffe ich nicht. Ehe die Sonne unterging, erwog ich auf der Spitze des Hügels meine Handlungen im verflossenen Jahre. Ich war mit dem Wachsthum meines Geistes und Herzens und mit den Neigungen desselben zufrieden. Ich hatte, meiner Rechnung nach, erfüllt, was mir oblag, nnd erinnerte mich keiner sträflichen Handlung. Oeffne mir das Buch!“ — „Du willst es?“ — „Ich will es.“ — Der Genius öffnete das Buch, und schlug die Blätter des verflossenen Jahres auf, sie waren noch nicht gegen die Mitte des Buches. Der Jüngling las die Ueberschrift der

*) Schutzgeist.

einen Seite, mit großen Buchstaben geschrieben: „Edle Handlungen.“ Die Seite war halb gefüllt. Sie hätte aber völlig beschrieben werden müssen. Er wendete um und las die Ueberschrift der folgenden Seite: „Böse Handlungen.“ Unbeschreiblich war die Freude, als er die Seite ganz weiß erblickte; er machte seinem Schutzgeiste Vorwürfe wegen der Furcht, die er ihm habe einjagen wollen. „Siehest du,“ — sprach er zu ihm — „daß ich ein strenger Richter über mich selbst bin, und mich keiner strafbaren Handlung beim Sonnenuntergang erinnerte?“ — „Es ist wahr,“ — erwiederte dieser — „du bist von groben Lastern frei, aber freue dich nicht zu sehr.“ — Jetzt schlug er ein anderes Blatt um. Der Jüngling las die Ueberschrift: „Unterlassenes Gutes.“ Ach! das Blatt war bis unten an beschrieben. Bekümmert sah Euphemion zu, und las, und bemerkte dann, wie sein Schutzgeist tausend Gelegenheiten bezeichnet hatte, wo er hätte Gutes thun können, wenn nicht Trägheit und andere Hindernisse ihn abgehalten hätten. Bekümmert verließ nun der Jüngling sogleich diesen Büchersaal. „Letzte Sonne des Jahres,“ — so sprach er — „mit weniger Wehmuth hätte ich dich untergehen gesehen, hätte mein Genius mir eher dieses Blatt gezeigt. Aber erste Morgensonne des neuen Jahres, du sollst zu neuen Entschlüssen mich wecken, und dessen letzte Abendsonne soll jenes Blatt mit der Ueberschrift: „Unterlassenes Gutes“ nur bis zur Hälfte beschrieben sehen, weiß wird es wohl nie seyn.“ — Solche edle Entschlüsse regten sich in des Jünglings Seele, und sein Schutzgeist, der solche edle Entschlüsse in des Jünglings Seele hatte wecken wollen, lösete jetzt den Schlummer von des Jünglings Augen.

Schon war es Mitternacht, der Mond schien am Himmel, und beide Jahre trennten sich, als der Jüngling in seine Wohnung ging.

Das lebendige Gefängniß.

Ihr wißt es, lieben Kinder, oder könnt es wenigstens wissen, wenn ihr den Propheten Jonas leset, daß er, als Strafe für seinen Ungehorsam in ein lebendiges Gefängniß eingesperrt wurde. Jonas nämlich war eigenwillig oder eigensinnig, wie leider auch so viele Kinder, die auch lieber ihrem, als dem Willen ihrer Eltern folgen. Gott hatte dem Propheten Jonas befohlen, er sollte den Bewohnern der Stadt Ninive ihre Bosheit vorhalten, und ihnen also predigen, daß sie sich bekehreten, und Gott nicht nöthig habe, sie zu vertilgen, und das wollte nun Jonas nicht, und ging, anstatt nach Ninive, nach Japho, und bestieg ein Meerschiff. Da dachte nun Jonas, gleichwie manches ungezogene Kind, das der Ruthe

seiner Eltern entlaufen will, er könne auch dem Arme des Herrn entrinnen, aber gebt Acht, lieben Kinder, des Herrn Arm ist nicht verkürzt, auch diejenigen zu strafen, die sich nicht unter Seine gewaltige Hand beugen wollen.

Das Meer entsetzte sich gleichsam über den frevelnden Ungehorsam des Jonas und fing gewaltig an zu brausen, so daß die Schiffsleute sich sehr fürchteten, zu Gott schrieen und meinten, das Schiff werde zerbrechen und untergehen. Als nun der Sturm nicht aufhören wollte und immer gewaltiger wurde, da dachten die Leute, es muß jemand unter uns seyn, auf dem Gottes Zorn besonders ruht, und nachdem wahrscheinlich ein Jeglicher sich selbst vor dem Herrn geprüft hatte, — thust du das auch häufig, liebes Kind? — so fragten sie auch den Jonas, und er bekannte ihnen seine Sünde, daß er dem Herrn als ein Ungehorsamer entfliehen wolle, und daß dieses große Ungewitter um seinetwillen über sie komme, und das Meer nicht eher ruhig werde, bis sie ihn hineingeworfen hätten. Allein die Schiffer schauderten vor dem Gedanken, dies zu thun, und versuchten, wieder ans Land zu kommen, aber das gelang ihnen nicht, und da auch ihr Gebet nicht erhört ward, um Errettung aus dieser Noth, warfen sie den Jonas ins Meer, und da hörte das Wüthen des Meeres plötzlich auf.

Der Herr aber, der da Alles lenkt und leitet nach Seinem Wohlgefallen, wollte auch dem Jonas noch ein gnädiger Gott seyn, und ihn wohl um seiner Sünden willen strafen, aber nicht in seinen Sünden sterben lassen, denn Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, und ließ daher einen

gioßen Fisch kommen, der den Jonas verschlang, und so war er in dem „lebendigen Gefängnisse" lebendig drei Tage und drei Nächte eingesperrt. Da hatte nun Gott ein Buß- und Betkämmerchen eigener Art zugerichtet, und Jonas ließ es sich auch dazu dienen, denn er erzählt uns: „Ich rief zu dem Herrn in meiner Angst, und Er antwortete mir, ich schrie aus dem Bauche der Hölle, und du höretest meine Stimme. Ja, leset dieses zweite Kapitel in dem Propheten Jonas weiter, und seht, wie er in der Angst seines Herzens schreien lernt, und wie ihn der Herr endlich im Bauche des Wallfisches erhört und dem Fische gebietet, daß er ihn an's Land ausspeien sollte. Nun war Jonas Eigensinn verschwnnden, und er war bereit, den Bewohnern der Stadt Ninive Buße zu predigen, ihnen ihren Untergang zu verkündigen, wenn sie nicht Buße thäten.

Der große Fisch, in dem der Prophet Jonas einst drei fürchterliche Tage und drei grausige Nächte zubrachte, in den der Herr ihn um seines Ungehorsams und Eigensinu willen einsperrte, ist nach dem Ausspruche unsers Herrn, Matthäi 12, V. 41., ein Wallfisch gewesen. Es mag ihm wohl recht Angst geworden seyn, als der Wallfisch bald auf- bald niederwärts in dem Meere sich herumschleuderte, und wie Gott das Meer toben ließ, als der Ihm entfliehende Prophet das Schiff betrat, so wird Er's auch wohl den Wallfisch geheißen haben, in tobendem Ungestüm bald in des Meeres Tiefen, bald wieder hinauf, um auf's Neue sich von der Oberfläche hinabzustürzen, um so den Propheten erfahren zu lassen, daß es

schrecklich sei in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.

Ja, hütet euch, lieben Kinder nicht eigensinnig zu seyn, sondern willenlos zu thun, was euch befohlen wird, und will sich der Eigensinn regen, so denket gleich an Jonas sein lebendiges Gefängniß, und daß Gott wohl Mittel und Wege hat, die Eigensinnigen zu züchtigen.

Doch nicht wahr, nun interessirt euch der Wallfisch noch mehr wie sonst, und gewiß wollt Ihr gern auch noch etwas mehr von ihm hören. Daß der Wallfisch eigentlich nicht zu den Fischen gehört, sondern zn den Säugethieren, und kein kaltes Blut, wie die Fische, hat, sondern ein Herz, tn dem warmes Blut schlägt, und durch Lungen Athem holt, und seiue Jungen an sich Milch saugen läßt, das wißt ihr vielleicht alles schon, und nicht wahr, aus alle diesem erkennet ihr wohl, daß der Wallfisch, wie der Delphin, wenn auch nicht zu den vierfüßigen doch zu den Säugethieren gehört.

Weil nun der Wallfisch Lungen hat, uud also Luft athmen muß, wie du und ich, und ohne dies köstliche Element nicht leben kann, so vermag er auch nicht lange, nicht über eine Viertelstunde unterm Wasser zuzubringen; er schläft deßhalb oben auf dem Wasser liegend, und wenn er sich oft auch gerne vor den Nachstellungen der Wallfischfänger tief im Meere auf lange Zeit verstecken möchte, so geht das doch nicht, weil er sich die liebe Luft über dem Wasser holen muß, und diese Augenblicke warten die klugen Wallfischfänger ab, um ihm ihre Harpunen, an langen Stricken befestigt, ins Fleisch zu werfen. Aus solchen Wunden strömt dann sein schönes, warmes, rothes

Blut in das Meer und färbt es rund umher. Nachdem der Wallfisch von der Harpune getroffen ist, geht er gewöhnlich tief in das Meer hinab, und sucht dem Schmerz zu entfliehen, darum müssen solche Seile, an denen die Harpune befestigt ist, eine außerordentliche Länge haben, und geht der Wallfisch tiefer als das Seil lang ist, so würde er das Schiff mit hinabziehen, in welchem Falle man denn sofort das Seil abhaut. Alle Wallfischarten haben viel Speck und Thran, weßhalb sie es auch, wie dicke Leute, in großer Kälte, ja in der furchtbarsten Kälte des Polareises aushalten können. Die größten Wallfische, die mau gesehen hat, waren 200 Fuß lang und 3000 Centner schwer. Aus dem Fette des Wallfisches brät man gegen 120 Tonnen Thran, den man, wie ihr wißt, zum Schmieren des Leders und zum Brennen wie Oel gebraucht, und auch wohl bei einigen armen Völkern bei der Bereitung der Speisen benutzt. Mit den hornartigen Kiefern und gespaltenen Barten, deren ein Wallfisch gewöhnlich an 10 Centner hat, was ihr als Fischbein ja wohl in den Regenschirmen gesehen habt, wird der Werth eines mittelmäßig großen Wallfisches von 60 Fuß Länge gewöhnlich auf 5000 Thlr. geschätzt.

Ihr werdet fragen, was ißt, oder frißt der Wallfisch denn, wovon er eine so ungeheure Größe erhält? Es giebt zwar Wallfische, namentlich der Kaschelot mit einem ungeheuren Kopf, und einem entsetzlich weiten Maule, so daß er wohl Klafter lange Haifische lebendig verschlingen kann, und ein solcher mag es wohl gewesen seyn, der den Propheten Jonas verschlang, denn die andere größere Art hat nicht einen so weiten Schlund, und nährt sich mehrentheils nur von den kleinen ungeschalten

Moluskten, die zu der Klasse der Weich- und Schalthiere gehören und keinen Rückgrad haben, welche in unzähliger Menge im Meere auf- und niederschwimmen. Diese Thiere verschlingt nun der Wallfisch schaarenweise mit dem Wasser, und sprützt das Wasser dann wieder durch seine Sprützlöcher gleich einem Springbrunnen hoch in die Höhe fort. Wenn der Wallfisch todt ist, schwimmt er auf dem Wasser; uud dann spazieren die Wallfischfänger auf demselben herum und hauen ihn in Stücken, fahren mit einem Boote in seinen geöffneten Rachen hinein, und dieser nimmt wie ein großer Saal eine ganze Gesellschaft in sich auf, die dann die Barten und die speckige Zunge heraus arbeiten.

Die Grönländer und andere weit nach Norden wohnenden Völker essen sein Fleisch und machen sich Hemden aus seinen Därmen. Der Wallfisch ist seiner Gestalt nach den Fischen ähnlich, sein Knochenbau aber verräth das Säugethier, und seine Flossen, mit denen er sich eine vogelschnelle Fortbewegung verschaffen kann, zeigen die Finger oder Zehenbildung. Die Hinterfüße scheinen mit dem Schwanze vereinigt zu seyn. In Holland findet man vielfach die Rippen des Wallfisches als Wege-, Gränz- und Schrampfähle eingegraben.

Wer von euch einmal eine Seereise macht, kann leicht das Vergnügen haben, einen Wallfisch auf dem Meere schlafen liegen, oder neben dem Schiffe schwimmend und Wassersäulen in die Luft jagen zu sehen; ungereizt ist er gutmüthiger Natur, aber reizt ihr ihn, so könnte er euch auch wie so manchem Schiffer Angst und Schrecken einjagen, denn schlägt er mit

seinem Schwanze an das Schiff, oder fährt er wüthend darunter her, so könnte es euch auch wohl Angst werden wie jenen Schiffern, die den Propheten Jonas aufnahmen.

Das Wohlgefallen am Guten.

„Bernhard war ein Knabe nicht von der besten Art. Ueber Frommes und Gutes, was er hörte, über Schönes und Herrliches, was er sah, konnte er sich gar nicht freuen und achtete darauf nicht.“

„Es machte ihm aber Vergnügen, wenn er Kinder necken, Großen und Kleinen einen bösen Streich spielen konnte. Mit artigen, sittsamen und stillen Kindern gab er sich gar nicht ab, dagegen liebte er den Umgang mit wilden, tobenden Knaben, die über Graben und Hecken sprangen. Wenn ein Zänker ein anderes Kind schlug und schimpfte, das sah und hörte er gern.“

„Kein Mitleid empfand er, als Conrad, das fromme Kind, seinen blinden Vater umherführte, daß er Almosen sammelte und treulich bei ihm aushielt; thöricht nannte er Friedrichen, daß er dem hungrigen Heinrich seinen Festkuchen gab, indeß er selber ein gewöhnliches Butterbrod aß. Als er einst Zeuge war, wie der Taglöhner Emmermann ins tiefe Wasser sprang, um den kleinen Theodor zu retten, der in Gefahr zu ertrinken war, da sagte er zu dem Manne: „Ihr seyd nicht klug, daß

ihr ins Wasser springt, das so tief ist, daß ihr selbst euer Leben einbüßen konntet."

„Nun, Kinder, wie gefällt euch denn dieser Bernhard?"

„Der gefällt uns gar nicht."

„Weil er keinen Sinn für das Gute hat, und ihm nur Unartiges, Wildes, Ungesittetes gefällt. Aber daher kam es auch, weil ihm die Freude am Löblichen, Frommen fehlte, daß er's nicht achtete, daß er nicht strebte, gut zu werden, daß er blieb, wie er war, sich nicht besserte, sondern verschlimmerte."

„Da lobe ich mir Theodor, der war ganz anders und viel, viel besser. Wenn er im Felde war, so betrachtete er das Schöne in der Natur; er freute sich über die herrlichen Werke des Schöpfers, und dankte dem lieben Gott, von dem dies Alles rührte. Stand er auf einem Berge und sah ins Thal hinab, wo die Kornfelder eine reiche Ernte versprachen und von dem Winde bewegt, wie das Meer, wallten; wo es auf den Wiesen grünte und blühte; wo sich um ihn größere und kleinere Anhöhen erhoben, die mit Bäumen bekränzt waren; wo ein Fluß dahin floß, dessen Ufer Weiden und Pappeln schmückten; hörte er über sich die Lerche in der Luft singen, die Nachtigall im Walde schlagen, Käfer und Bienen sumsen; leuchtete ihm die Abendröthe so wunderschön ins Auge und glänzten die Sterne am Himmel, o, da empfand er eine köstliche, süße Freude. Oft faltete er die Hände und betete mit gerührtem Herzen: „Lieber Gott, wie gütig bist du gegen mich, daß ich diese Schönheit in der Natur sehen, hören und denken,

daß dich ich anbeten und bewundern kann, der du Alles so herrlich gemacht hast!"

„Ihr hättet seine Freude sehen sollen, wenn er von guten Menschen hörte, die sich der Armen erbarmten, den Dürftigen nicht verließen, den Kranken pflegten, dem Gefallenen aufhalfen und ihren Beleidigern verziehn! Er konnte darüber im Innern so gerührt werden, daß ihm Thränen in den Augen standen."

„Kinder, die ihre Eltern und Geschwister liebten; die verträglich, gefällig, sanft und freundlich waren, suchte er zu seinen Freunden zu machen. Kurz, sein Wohlgefallen am Guten war groß und lobenswerth."

„Er dachte: so fromm und gut, wie es Andere sind, will und muß ich auch werden. Böses verabscheue ich, und will es nie thun."

„Das Wohlgefallen am Guten gewährte Theodor das süßeste Vergnügen, er wurde dadurch, daß er es üben lernte, ein frommer, geliebter und glücklicher Mensch."

„Kinder, glaubt es mir, ein Kind, das wie Bernhard gesinnt ist, entbehrt viele Freuden und geht auf dem gefährlichen Wege, ein böser, schändlicher Mensch zu werden. Habt nie Wohlgefallen am Unrecht! Liebt ihr Tugend, Recht und Wahrheit, und sucht ihr immer besser zu werden, so wird es euch im ganzen Leben nicht an Freuden fehlen.

Der gebesserte Wolf.

Eine Fabel.

Ein Schäfchen fraß im bunten Thal,
Da kam ein Wolf heran.
Ihn sah das Schäfchen und befahl
Still seinen Geist dem Pan.

Schon sperrt der Wolf den Rachen auf,
Doch plötzlich wirft ein Bär,
Sein alter Feind, in vollem Lauf
Sich auf den Räuber her.

Sie balgen sich; das Schaf gewinnt
Indeß die Zeit zu flieh'n.

Da hieß es wohl: Zwei Feinde sind
Oft einem vorzuzieh'n.

Doch Kinder, was hierauf geschah,
Es ist zu rührungsvoll,
Als daß es auf dem Blättchen da
Erzählt, nicht stehen soll.

Der Bär war fort, doch triefen, roth
Von Blut und überdeckt
Mit Wunden, lag der Wolf, dem Tod
Schon nahe hingestreckt.

Das Lämmchen fühlt sich tiefbewegt,
Als Lämmchen gut und mild,
Es Wasen an die Wunden legt,
Wodurch das Blut sich stillt;

Wodurch der Räuber sich erholt,
Sich auf die Beine schwingt,
Den matten Leib zusammenrollt,
Und endlich vorwärts bringt.

„Du bist ein gutes sanftes Ding!"
Sprach zu dem Schäfchen er,
Und im gerührten Auge hing
Des Dankes helle Zähr'.

„Ich war raubsichtig, ein Tyrann,
Doch du hast mich bekehrt;
Nimm mich zu Deinem Freunde an,
Dann hat mein Leben Werth."

Der Freundschaft schönes Bündniß wand
Das Schaf mit seinem Feind,
Und von der Stund' war Herz und Hand
Dem Guten angeeint,

Seht! was die Großmuth stiften kann;
Der Räuber Thränen weint,
Wird aus dem gräßlichen Tyrann
Des Schafes milder Freund.

Briefchen zum Geburts- und Namenstage.

Mit Entzücken ergreife ich heute die Feder, um dir die segnenden Empfindungen meines Schwesterherzens zu entdecken. Du feierst deinen Namens- und Geburtstag — — und fühlst wohl auch, wie unvergeßlich solche Tage selbst Engeln sind, die über Gottes Kinder wachen. Heute tratest du vor bereits mehr als zwölf Jahren in das Leben ein, als das Kind der Erde, als Pilger im Thränenthale — bis dich der Herr abruft zur Unsterblichkeit. Heute hast du zugleich auch das Zeichen des Heiles in der heiligen Taufe empfangen, den großen Christeneid geschworen, und das Joch des Herrn auf dich genommen. Ein theurer Freund der Unsterblichkeit hat dich zum Reiche Gottes eingeweiht. Wirf das Joch des Herrn nicht mehr ab, und lebe glücklich in ihm! Er stille deine Wünsche, und du die Seinen! Euer Bund sey ewig! Lege dein Haupt in die Hand, und denke: „daß du geboren bist — für die Ewigkeit!"

Ich aber bete für dich und bleibe

Deine

treue Schwester.

Die goldnen Jugendjahre.

Lied am Prüfungs-Feste zu singen.

Schön ist's Leben, schön die Jugend,
Schön wird sie durch Sittsamkeit,
Und am schönsten durch die Tugend,
Die in's Leben Rosen streut.
Kinder! laßt uns Tugend mehren,
Sammeln von des Heilands Lehren
Hohe Lebensweisheit ein,
Uns des Lebens zu erfreu'n.
Kindheit, Kindheit
Benütz die gold'ne Zeit.

Wieder ist die Zeit verschwunden
Da uns treue Lehre ward;
Wohl uns, wenn in diesen Stunden
Wir nicht Fleiß und Müh' gespart,
Wenn auch heut am Prüfungsfeste
Jeder für sich als das Beste,
Seiner Lehrer Lob gewinnt;
Nicht umsonst die Zeit verrinnt.
Kindheit, Kindheit
Benütz die gold'ne Zeit.

Denn daß reif zum Himmel werde
Muntrer Kindlein fromme Schaar,
Traget Sorge und Beschwerde
Unser Lehrer immerdar.
Würdiglich ihm heut zu danken,
Wollen wir wie junge Ranken
Uns anschmiegen seinem Rath;
O dann keimt die junge Saat.
Kindheit, Kindheit
Benütz' die gold'ne Zeit.

Auszufüllen sind noch Lücken,
Noch sind wir der Weisheit fern;
Muthig laßt zum Ziel uns rücken!
Seht es winkt ein goldner Stern.
Ringen müssen wir und laufen,
Thätig jede Stund auskaufen,
Denn aus fernem Zeitenmeer
Kommt sie leider! nimmer her.
Kindheit, Kindheit
Benütz' die goldne Zeit.

Die Schmuggler.

Gott ist barmherzig und gnädig, denn obwohl Er nach Seiner Gerechtigkeit alle Sünden zu bestrafen gedrohet hat, so läßt Er doch Seine Langmuth lange über die Sünder walten, damit Sie durch diese Seine Güte sich möchten zur Buße leiten lassen. Oft aber findet es Seine Weisheil auch angemessen, der bösen That die Strafe unmittelbar folgen zu lassen, ja sogar über der That den Frevler zu ereilen, und so es der Welt vor Augen zu stellen, daß es noch heute wie ehemals Sein Ausspruch sey: „Wer böse ist, der bleibet nicht vor mir.“ Die nachfolgende Begebenheit soll uns ein Beispiel der letzten Art zur ernsten Warnung für unser ganzes Leben ertheilen.

Ihr wißt es, jedes Land hat seine Grenzen, die es von dem Nachbarlande trennen, wie z. B. euer Garten und des Nachbars Garten durch eine bestimmte Grenze, sey diese durch eine Mauer, eine Hecke, einen Graben, oder auch blos durch Grenzsteine bezeichnet, von einander geschieden sind. Aehnlich haben auch alle Länder ihre Grenzen, die bald durch Flüsse, Gräben oder Grenzsteine bezeichnet werden. Diese Grenzen lassen nun die Landesherren, wo sie nicht mit einander in einen Zollverband getreten sind, bewachen, damit aus andern Ländern keine Kaufmannswaaren oder Landeserzeugnisse eingeführt werden, ohne daß dafür eine bestimmte Abgabe oder Zoll bezahlt wird. Dies geschieht aber theils deshalb weil die Landesherren zur Bezahlung ihrer Soldaten und Beamten

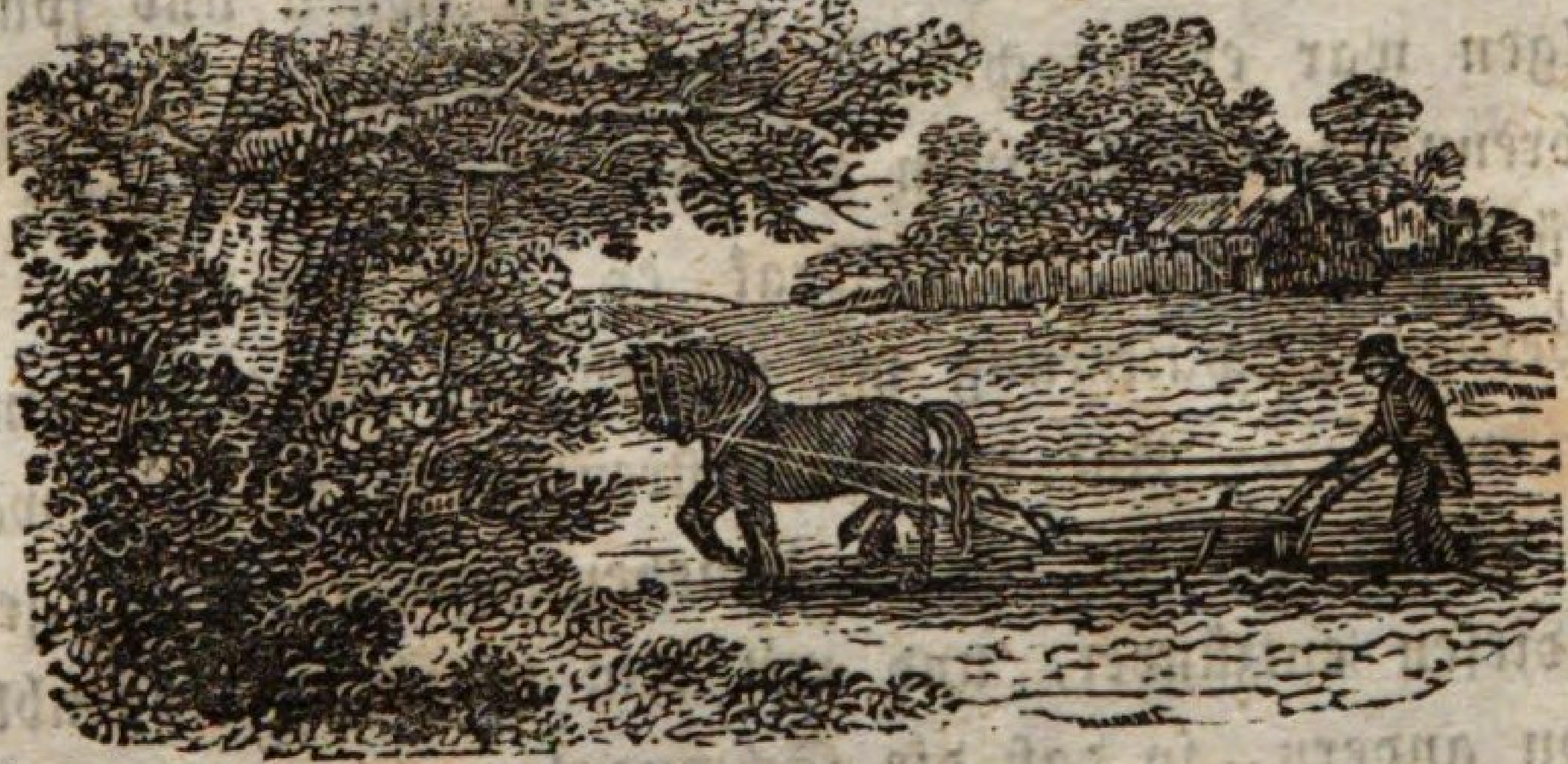
Geld brauchen, theils aber, damit die Einwohner des Landes nicht durch die oft zu wohlfeilen Preise eingeführten Erzeugnisse anderer Länder, in ihren eigenen gewerblichen Verhältnissen gestört und benachtheiligt werden sollen. Nun gibt es aber leider überall, wo Gesetze sind, auch Uebertreter derselben, und so auch hier. Die Uebertreter dieser Grenzzollgesetze nennt man Schleichhändler, Schwärzer, Schmuggler oder Pascher. Solche Schleichhändler treiben ein sehr gefährliches, betrügliches Gewerbe, indem sie oft von den Grenzwachen, Zollaufsehern auch Grenzjägern — wie sie in den verschiedenen Gegenden genannt werden — ergriffen und dann hart bestraft, oder auch wohl, indem sie sich gegen die Grenzjäger zur Wehre setzen, geradezu todtgeschossen werden. Selten sind diese Schleichhändler einzeln, sondern oft in Banden von 10 bis 20 Mann zusammen, und tragen so in der Nacht oder in der Morgendämmerung die Waaren über die Grenze und kehren dann, wenn's glücklich geht, zwar mit einigem gewonnenen Gelde aber mit einem beschwerten Gewissen in ihre Heimath zurück.

Achtzehn solcher Schmuggler, jeder mit einem Sack Schießpulver auf dem Rücken, schlichen kürzlich über die Gebirge des schweizerischen Cantons Bern, um diese Waare in das Land Savojen einzuschwärzen. Der Hinterste bemerkte, daß einer der Vorhergehenden ein kleines Loch in seinem Sacke hatte, aus welchem Pulver herauslief und einen feinen schwarzen Streif auf der Erde bildete. Sogleich erkannte er die Gefahr, daß wenn die Grenzjäger diesen Streif gewahrten und verfolgten, sie leicht dadurch entdeckt werden

könnten. Er rief also halt, zeigte die Gefahr an, und wie es bei diesen Leuten Sitte ist, blieben die andern siebzehn stehen, setzten ihre Pulversäcke nieder und setzten sich darauf, um auszuruhen und durch einen Schluck Branntwein sich zur Fortsetzung ihres beschwerlichen Weges zu stärken. Der Rufer aber ließ seinen Sack liegen und ohne ein Wort zu sagen, lief er den Weg zurück, um den Anfang des schwarzen Pulverstreifs aufzufinden. Bald gelangte er auch an den Ort, wo derselbe anfing, und um ihn schnell nnd spurlos zu vertilgen war er unachtsam genug, Feuer zu schlagen und mit brennendem Schwamm das auf der Erde liegende Pulver anzuzünden; aber wie erschrak er, als ihn gleich darauf eine heftige Erschütterung mit furchtbarem Knall verbunden zu Boden warf. — Auf der ausgestreuten Pulverlinie war das Feuer schnell bis zu seinem danebenliegenden Sack gelaufen, hatte diesen entzündet, und mit ihm in einem Augenblick die siebzehn andern, so daß die Schmuggler, die auf den Säcken saßen, im Nu gegen die eng umherstehenden Felswände geschleudert und zerschmettert wurden. Nur der unbedachtsame Feuerwerker kam mit dem Leben davon, während er seine frevelnden Kameraden plötzlich dem Gerichte Gottes überliefert hatte.

Seht, liebe Kinder, da ist aus tausenden ein schaudererregendes Beispiel, wie Gottes Gerechtigkeit den Sünder mitten in seinem Sündenlaufe ereilt. Wie viel dergleichen ließe sich aufzählen, wenn man alles sammeln wollte, wie so mancher Trunkenbold im Taumel sein Leben endet, so

mancher Flucher mit dem Fluche auf der Zunge dahinfährt mancher Zornige in der Wuth sein Leben verliert ꝛc. Kurz, die Sünde ist allezeit und überall der Leute zeitliches und ewiges Verderben.



Der Frühling.

Wie die Erde sich erneut!
Wie sich meine Seele freut!
Frühling, sey willkommen mir!
Dir, mein Gott, dank' ich dafür!

Laue Lüfte läßt Du wehn;
Läßt mich schöne Blumen sehn.
Hör' ich nicht den Wiederhall
Von dem Schall der Nachtigall?

Lerchen trillern in der Luft.
Blüthen hauchen süßen Duft.
Grün geschmückt ist Wald und Flur
Durch Dich, Vater der Natur.

Bienchen summen hin und her,
Sind von Wachs und Honig schwer;
Frösche quaken, Tauben girren,
Und die kleinen Grillen schwirren.

Schön ist Alles um mich her!
Mich umringt ein Freudenmeer.
Zu der Wonne rufst Du mich,
Güt'ger Gott ich preise Dich.

Denksprüche.

1) Fängst du dein Werk mit Beten an,
Ist's um die Hälfte schon gethan.

2) Wer sich auf seinen Gott verläßt
Deß Hoffnung steht, wie Felsen fest.

3) Bedenke, daß wo du auch bist,
Doch Gott in deiner Nähe ist.

Der Hirsch und das Reh.

Der Hirsch ist ein schön gebautes Thier, geziert mit einem ästigen Geweihe und durch sein Fleisch und seine Haut sehr nützlich. Man findet ihn Heerdenweise in Waldungen. Kalte Länder liebt er nicht. Sehr oft verändert er seine Farbe; ganz weiß findet man ihn selten. Gewöhnlich haben nur die Männchen ein Geweih, das sie im Frühjahre ab-

schlagen, worauf ihnen bald ein neues größeres wächst. Man hat schon Geweihe von 66 Enden oder Zacken gefunden. Am Tage liegt der Hirsch gewöhnlich im Walde versteckt; des Abends aber geht er auf seine Nahrung aus. Man zählt ihn unter die sanften Thiere, doch giebt es Zeiten, wo er äußerst wild und auch für den Menschen gefährlich ist.

Das Reh ist ein niedliches schmuckes Thier, das viel Aehnlichkeit mit dem Hirsch hat, von ihm aber an Größe übertroffen wird, jedoch viel lebhafter, feuriger und stolzer ist. Das Geweih wirft der Rehbock in jedem Herbste ab und bekommt während des Winters ein neues.

Der Hirsch und das Reh haben gleiche Nahrung, die aus Saat, Blättern, Baumknospen, Gras, Moos und Baumrinde besteht. Das Fleisch der jungen Hirsche giebt gute schmackhafte Braten, das der ältern ist zäh und hart. Das Reh-Fleisch aber ist zarter und köstlicher. Die Häute und Geweihe werden auf vielerlei Weise benutzt.

Briefchen eines noch nicht 10jährigen Töchterchens einer Primarschule *).

Liebe Schwester!

Da heute unser lieber Lehrer den Stoff zu einem Briefchen uns zu wählen überließ, und da ich Dir in Zeit von

*) Ich theile dieses eingesandte Briefchen um so lieber, ganz so wie es aus der Feder eines Kindes geflossen ist, mit, da es eines

vier Wochen nichts mehr geschrieben habe: so will ich Dir auch wieder ein kleines Briefchen zukommen lassen und Dir etwas aus unserer Schule mittheilen.

Wir, die wir in der obern Klasse sind, lesen alle Mittwochen in der biblischen Erzählung und ziehen dann Lehren aus dem Gelesenen, was besonders nützlich ist, und mich sehr freut; ich zweifle nicht, dies wird auch auf die übrigen Schüler den gleichen Eindruck machen. Gerade heute lasen wir über Sauls Wahl und Salbung znm Könige und deren Bestätigung und über seinen Charakter und seine Thaten. Wenn Du sie in Deinem Buche nachschlägst, so wirst Du finden, daß es sehr schöne und lehrreiche Geschichten sind. Aus der zweiten zogen wir folgende Lehren: Erstens, daß wir durch Bescheidenheit, weil sie eine sehr schöne Tugend ist, uns bei allen guten Menschen beliebt machen, und ferner, daß auch aus einem armen Kinde oft etwas Großes werden könne. Das ermuntere die reichen Kinder kein armes zu verachten, indem sie nicht wissen, wann und wo ein solches ihnen durch Rath und That nützlich seyn kann. Die Eltern dieser Kinder soll es ermuntern, so viel als möglich auf eine gute Schulung und Erziehung derselben zu verwenden.

Theils den Fleiß und die Aufmerksamkeit desselben beurkundet, andern Theils aber auch andere Kinder zu ähnlichen Arbeiten aufmuntert und Stoff zu manchen lehrreichen Unterhaltungen geben kann, wenn sich Kinder bemühen werden, die Vorzüge und Mängel dieses Briefchens aufzudecken, wie es später in dem Antwortschreiben geschieht.

Aus der letzten Geschichte suchten wir die Ursachen der Täuschung des Volkes auf, in Hinsicht der Hoffnung, daß Saul einen weisen und guten Regenten gebe, und fanden ihrer acht, die ich Dir jetzt aufzählen will:

1) Sein rohes eigensinniges Wesen und
2) auch, daß er immer nach seinem eigenen Gutdünken handelte,
3) daß er schonte, wo er strafen, und strafte, wo er schonen sollte,
4) sein Ungehorsam gegen Gott,
5) seine Herrschsucht,
6) sein Argwohn,
7) sein Stolz und
8) seine Ungerechtigkeit.

Endlich suchten wir noch die wahrscheinlichen Quellen seines Stolzes, seiner Ungerechtigkeit und des Ungehorsams gegen Gott und fanden, daß der schnelle Uebergang von Niedrigkeit zur Hoheit und sein hohes Glück, das er nicht ertragen mochte und die Nichtanerkennung desselben, als ein Geschenk des Himmels, als solche anzusehen seien. Dieses ermuntert uns, daß wir nicht stets nach unserem eigenen Sinn handeln, sondern immer den Rath der Weisen benutzen und die Gebote Gottes zu rathe ziehen, und daß, wenn wir eine Sache beurtheilen sollen, wir uns erst Kenntnisse davon verschaffen und dann ein ganz unpartheiisches Urtheil darüber fällen, und nur da schonen, wo wir schonen, und da strafen, wo wir strafen sollen. Und ferner, wenn auch uns das Glück lächelt, und uns viele irdische Güter ertheilt, so sollen wir nicht stolz darauf werden,

sondern sie als Geschenk des Himmels betrachten, das uns gegeben ist, damit zu wuchern, uns und Andern zu nützen, und auch, weil der Stolz der Anfang vieler Laster ist, und diese uns in unabsehbares Elend stürzen.

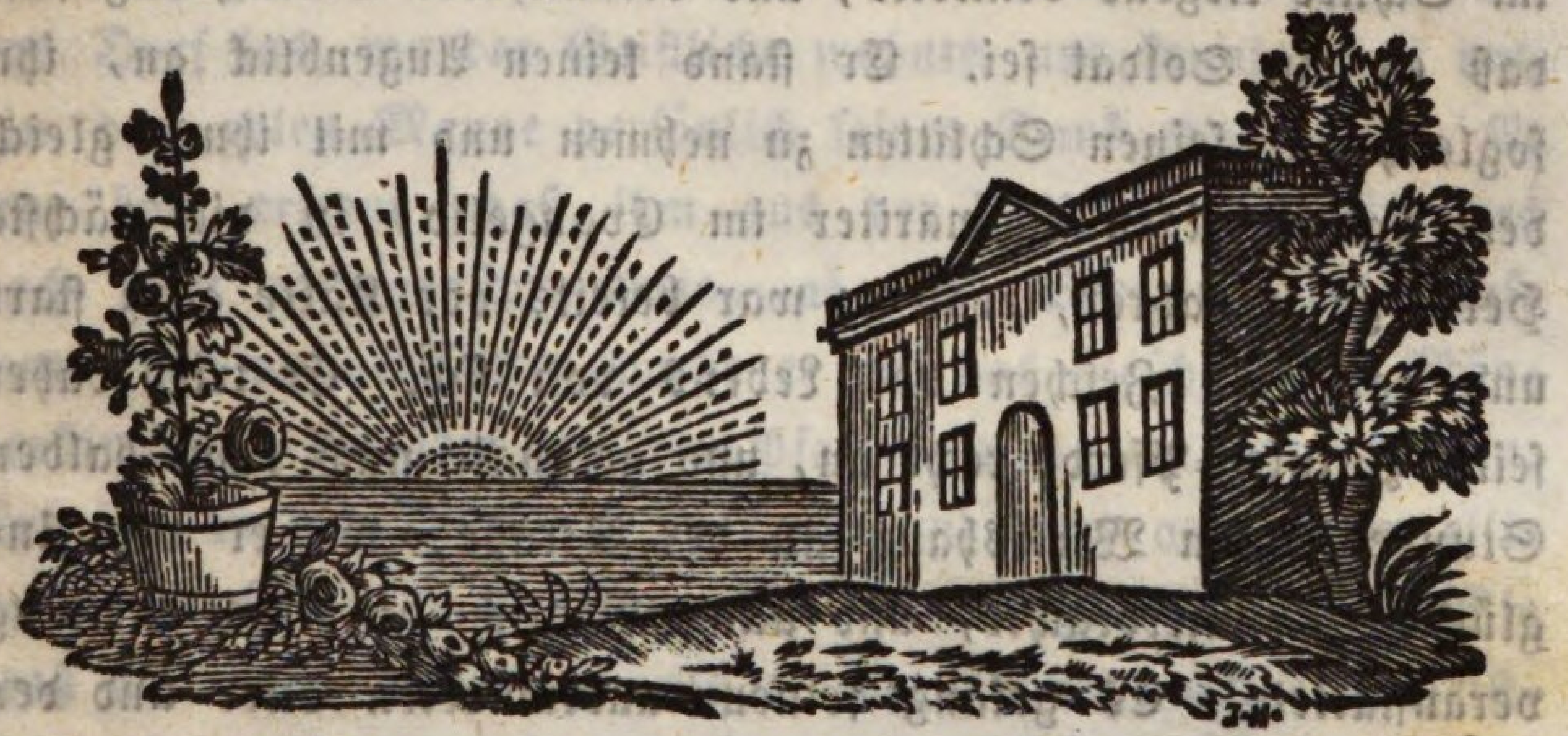
Hier hast Du nun einen kleinen Auszug aus der Erklärung dieser Geschichten. Damit ich Dir ein andermal wieder etwas zu schreiben habe, lasse ich es hierbei bewenden, und bitte Dich nur noch mir bald wieder zu schreiben, und meine herzlichen Grüße an Dich zu genehmigen.

* * * * den 27. August 1841.

Deine Dich innigliebende
E. D.

Ein Bettelknabe, wohlthätiger als viele Reiche.

Ein armer Knabe in Paris, der sich seinen Unterhalt vor den Thüren der Reichen und auf den Straßen erbetteln mußte, hatte schon 2 Tage vergeblich um eine kleine Gabe gefleht. Trostlos und hungrig wankt er durch die Gassen der reichen Stadt, indem er dem himmlischen Vater seine Noth mit einem Strome von Thränen klagt. Und dieser, zu dem noch kein Elender umsonst flehete, erbarmte sich seiner und sandte ihm Rettung. Ein anderer Bettelknabe, der ihm begegnete, fragt, ohne ihn zu kennen, warum er denn so bitterlich weine? „Ach!" antwortete er — und seine Thränen fließen stärker — „mich hungert so sehr, ich habe seit ehegestern nichts gegessen." — „Ich bin zwar selbst hungrig," versetzte jener, „und habe nur das wenige Brod; aber weil dich so sehr hungert und du so bitterlich weinst — hier hast du die Hälfte!"



Der Sonne Haushalt.

Mütterlich waltet die Sonne, sie nährt und erwärmet die Erde,
Säubert, schmücket und pflegt der Kindlein zahllose Heerde;
Freundlich schaut sie hinab auf das bunte Gewog und Gewimmel,
Aber in ruhiger Bahn bleibet sie oben am Himmel.

Berg und Thal begegnen sich nicht, aber Menschen.

An einem kalten Winterabende vor Weihnachten 1840 kehrte Hr. Trawik, Pfarrer und Landdechant des griechisch nicht unirten Ritus, von einer Geschäftsreise zurück, bei der damals herrschenden Kälte in seinen moldauischen, mit Pelz gefütterten Priesterrock wohl eingehüllt, als er auf dem Wege

hinter Rogußna, zwei Meilen von Czernowitz, etwas Dunkles im Schnee liegend bemerkte, und bei näherer Betrachtung sah, daß es ein Soldat sei. Er stand keinen Augenblick an, ihn sogleich auf seinen Schlitten zu nehmen und mit ihm, gleich dem barmherzigen Samariter im Evangelio, in die nächste Herberge zu fahren, denn er war bereits vor Kälte ganz starr und gab kein Zeichen des Lebens von sich. Er trieb daher seine Huzulen-Pferde recht an, und gelangte nach einer halben Stunde in ein Wirthshaus an der Straße, wo er den Unglücklichen unterbrachte, und alles Mögliche zu seiner Rettung veranstaltete. Es gelang seinem unermüdeten Eifer und den beständigen Reibungen mit Schnee nebst andern Mitteln, die man durch mehr als eine Stunde anwendete, den Soldaten ins Leben zurückzubringen, und froh über den so glücklichen Erfolg belohnte der edle Geistliche noch die Leute, die ihm bei diesem Liebeswerke beigestanden, ließ dem Wirth einiges Geld zurück, um den Neubelebten mit einer kräftigen Suppe zu stärken, und entfernte sich im frohen Bewußtsein seiner That, theils um sich dem Danke zu entziehen, theils um noch diesen Abend bei seiner Familie und kranken Gemahlin zu Hause einzutreffen. Der Soldat war eine von der Czernowitzer Garnison abgesandte Ordonanz gewesen, und kaum war er zum Bewußtsein gelangt und hatte sich durch etwas Speise und Trank erholt, so nahm er seine Briefschaften und untersuchte sein Gewehr, um seine Reise fortzusetzen. Vergebens stellte mau ihm die grimmige Kälte vor (denn es war bei zwanzig Grad), um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, er entschuldigte sich mit der Dringlichkeit seiner Depeschen und

fragte nur nach dem Wohnorte seines Lebensretters, worauf er sich muthig auf den Weg machte. Er schritt unverdrossen auf das Dorf los, wo der Geistliche wohnte, und konnte nicht umhin, dem edlen Manne persönlich seinen Dank abzustatten. Er war hoch erfreut, daß ihm aus der Wohnung des Priesters noch Licht entgegenschimmerte, aber je näher er dem Hause kam, desto aufmerksamer wurde er auf das Geschrei von Männerstimmen, die ihm aus der Pfarrwohnung entgegenschallten. Er ging an die Thüre, sie war zu, und ohne anzupochen eilte er ans Fenster, um zu sehen, was es da eigentlich gebe. Wie groß war sein Erstaunen, als er vier Männer um den Geistlichen sah, die ihm schon Hände und Füße gebunden hatten und eben im Begriffe waren, ihm glühende Kohlen auf die Brust zu legen, um das Geständniß von seinem Gelde von ihm zu erpressen. Er hörte am Fenster jedes ihrer Worte, und konnte daher nicht zweifeln, daß es Räuber waren; er setzte also muthig sein wohlgeladenes Gewehr an, zielte, ein Schuß, und — einer der vier Männer fiel zu Boden. Nun steckte er sein Bayonnet an, eilte, von hochherzigem Eifer beseelt, zur Hinterthüre, fand sie offen, drang hinein, und jagte dem ersten, der ihm entgegenrannte, das Bayonnet in den Leib, begann mit dem zweiten einen Kampf, den er ebenfalls tödtlich verwundete, während der letzte der Räuber die Flucht ergriff. So war er allein, aber für eine gute Sache stehend, gegen vier wohlbewaffnete Räuber Sieger geblieben, und hatte das Vergnügen, seinem Lebensretter seinen thätigen Dank zu bezeugen, der, von Banden befreit, nun den Retter seiner

ganzen Familie umarmte, und gerührt durch diese wunderbare Fügung Gottes, seine Hände erhob, und mit lauter Stimme Gott seinen innigsten Dank zollte, dessen Finger bei diesem Ereignisse so sichtbar gewaltet hatte.

Der verlorne Sohn.

Kehr um verlorner Sohn!
So übel du gethan,
Wenn du nur wieder kommst
Der Vater nimmt dich an

Selbstmord unter Kindern.

Wenn die religiöse Bildung lange darnieder liegt, geht alle moralische Haltung bei Erwachsenen, und selbst bei Kindern ihre liebenswürdige Einfalt, verloren. Einer der deutlichsten Beweise sind auch die sich immer mehrenden Selbstmorde, die sogar unter Kindern um sich greifen; besonders wenn man mit ihnen schon in den frühesten Jahren das Theater besucht, wo Selbstmord oft als eine Heldenthat dargestellt wird. — Nur eins unter so vielen auffallenden Beispielen. —

Ein Kind von 14 Jahren entwendete den Eltern Wein, und wurde von selben darüber ertappt. Der darauf erfolgte Verweis wurde von dem stolzen Kinde so übel aufgenommen, daß es zum Brunnen des Hauses sprang, und sich hinein stürzte. Der Pfarrer des Ortes *), dessen unerschöpflicher Liebe kein Opfer zu groß war, kam, davon benachrichtigt, an Ort und Stelle, verlangte, ohne zu säumen, daß man ihm ein Seil um den Leib binde, um sich hinabzulassen. Ein junger Mensch, der zugegen war, und den Pfarrer dieser Gefahr nicht überlassen wollte, versuchte es, das Kind herauszuziehen, was ihm auch nach vieler Mühe gelang. Bewußtlos, wie es war, stellte er dasselbe den Eltern zurück. Bis zur Ankunft eines Arztes bot man Alles auf, das Kind in's Leben zurückzurufen. Besonders richtete der Pfarrer die wohlwollendsten Ausdrücke an selbes, suchte es, da es nach und nach wieder zu sich kam,

---

*) Chaillot in Frankreich

durch die Tröstungen der Religion zu ermuntern, und ihm nebenbei Reue über sein Verfahren einzuflößen. Aber wie groß war seine Bestürzung, als das Kind statt der Reue sagte: „Warum hatte ich doch nicht ein Messer!“ —

Welch eine schreckliche Verstockung in so frühen Jahren! — Wie mag es wohl mit dem Religions-Unterrichte in diesem Hause ausgesehen haben? — Kinder! vernachlässiget doch diesen Unterricht nimmermehr, wenn ihr nicht Gefahr laufen wollt, einer ähnlichen Verblendung preisgegeben zu werden.

Kindesunschuld.

Kindesunschuld nennst du himmlisch; — wohl ein zarter Wiederschein
Mag des Kindes Sinn und Lächeln von des Himmels Unschuld seyn;
Aber ach, wie Lenzes-Blüthe welket jene und vergeht,
Wenn aus Nacht und Licht geboren diese wie ein Stern besteht.

Große Liebe der Kinder gegen die Eltern in China.

Ich habe euch, liebe Kinder, versprochen, recht viel von Kindern zu erzählen und zwar auch von Kindern aus allen Gegenden der Erde. Darum führe ich euch jetzt weit, weit von hier, nemlich nach China, welches ein großes Kaiserthum, in dem Theil von Asien, der gegen Morgen liegt, ist. Es umfängt fast den zehnten Theil unserer bewohnten Erdoberfläche, denn sein Flächeninhalt soll 160,000 Geviermeilen betragen. Ihr werdet euch wohl einen Begriff von der Größe dieses Landes machen können, wenn ich euch sage, daß die Chinesen, um ihr Land gegen die Einfälle der Tartaren, eines angränzenden Volksstammes, zu sichern, schon vor undenklichen Zeiten eine über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler hinlaufende Mauer, die große Mauer genannt, aufgerichtet haben, die 450 Stunden lang ist; auf andern Seiten ist es vom Meere begrenzt. In diesem Lande hat die christliche Religion noch sehr wenig Fortschritte gemacht; noch herrscht trauriger Götzendienst daselbst, so daß selbst der Kaiser angebetet und seinem Bilde und seinem Throne Opfer gebracht werden.

Trotz diesem herrschenden Götzendienste unter den Chinesen, üben sie doch manche Tugenden aus, durch die sie viele Christen beschämen. So z. B. ist es ja eine der ersten Pflichten eines Christen, seine Eltern zu lieben. Aber habt ihr noch keine Christenkinder gesehen, die ihren Eltern ungehorsam gewesen sind, ihnen Kummer und Herzeleid gemacht haben?

Denkt nur an jene Geschichte im schweizerischen Kinderfreunde, von dem alten Frühling, der wegen seiner Altersschwachheit von den Kindern so verachtet wurde, daß sie ihn hinter dem Ofen aus einem hölzernen Schüsselchen, gleich dem Hunde oder der Katze, essen ließen, und höret nun das Betragen eines chinesischen Mannes gegen seinen Vater.

Ein guter Greis erreichte ein so hohes Alter, daß er kindisch ward und an kindischen Spielen ein großes Ergötzen fand. Sein Sohn, der schon sechzig Jahre alt war, pflegte ihn nicht nur aufs sorgfältigste, sondern suchte ihn auch auf eine Weise, die dem ehrwürdigen Alten Freude machte, zu zerstreuen und zu vergnügen. Um dieses zu bewirken, wurde er mit dem verkindeten Alten selbst zu einem Kinde. Er stellte sich nämlich vor ihm wie ein Kind, machte sich Kleider von allerlei Farben, spielte, lachte und weinte wie die Kinder, sprang um ihn herum, fiel absichtlich hin und rollte sich auf der Erde, kurz, er that Alles, was seinem alten Vater nur Unterhaltung verschaffen konnte, und war zufrieden, wenn er ihm nur ein freundliches Lächeln abgewonnen hatte. —

O Kinder! lachet diesen Mann nicht aus, sondern bewundert seine kindliche Liebe, ahmt sie nach und hütet euch ja, wenn eure Eltern alt und schwach werden, ihrer Schwachheiten zu spotten, oder sie deswegen zu verachten.

Ein achtjähriger Knabe in China gab indeß einen noch größern Beweis von Zärtlichkeit gegen seine Eltern. Diese waren so arm, daß sie auch nicht eine Decke hatten, um sich damit des Nachts gegen die Menge großer Mücken zu schützen, die im Sommer die Häuser erfüllen. Der Kleine

versuchte es auf vielerlei Art, seine Eltern vor ihren Stichen zu sichern, damit sie doch wenigstens von den Beschwerden des Tages ausruhen könnten; allein er konnte lange kein Mittel erdenken. Endlich gerieth er auf einen Einfall, dessen Ausführung die Liebe des Knaben gegen die Eltern in ein recht auffallendes Licht setzt. Er setzte sich nämlich, wenn die Eltern schliefen, nahe an ihr Bette, entkleidete sich bis auf den Gürtel und überließ sein zartes Fleisch ruhig den Mücken, ohne sie zu verjagen. „Wenn sie sich werden an meinem Blute gesättiget hab.n," sagte der Kleine — „so werden sie meine guten Eltern wohl in Ruhe lassen."

Wer von euch würde wohl so sein Blut für die Eltern lassen? Und doch sind sie eure größten Wohlthäter, die für euch oft Leben, Gesundheit und Vermögen aufopfern. Höret nicht auf sie zu lieben. Das vierte Gebot bleibe euch stets ins Herz geschrieben. Könnet ihr den Eltern auch nicht das eigene Blut opfern, eure Kräfte, eure Dienste sollet ihr ihnen dennoch weihen.

O Gott, mein Vater! dein Gebot,
Sey mir ins Herz geschrieben:
„Den Eltern sollst du bis zum Tod
Gehorchen und sie lieben" —
O dieser theuren süßen Pflicht,
Vergesse meine Seele nicht.

Das Kätzchen und die jungen Hühner.

Ein Kätzchen, boshaft, doch gefällig,
That, was die jungen Katzen thun,
Es schmeichelte und war gefällig,
Auch gegen Henne, Hahn und Huhn.

Stets war es mitten unter ihnen,
Oft krazt' und scharrt' es in den Sand,
Das kleine Völklein zu bedienen,
Bis manches wohl ein Körnchen fand. —

Das war denn Freude für die Jungen!
Und unserm Kätzchen war die List,
Recht schlau zu hintergeh'n, gelungen,
Die Katzen immer eigen ist.

Der kluge Hahn mit seinen Lehren
Und Warnungen ward ausgelacht.
Sie wollten fühlen und nicht hören,
So macht's der Jugend Unbedacht!

Die Falsche sann bereits voll Tücke,
Voll Bosheit auf Gelegenheit,
Wie sie sie unverhofft berücke,
Und war zur Mordsucht schon bereit.

Einst, als der Hahn nicht in der Nähe,
Und manche Henn' entfernet war,
Schleicht sie und springt dann schnell — o wehe!
Und hascht und würgt ein junges Paar. —

* *
*

„Wo Heuchelei und Bosheit lauern,
Da bist du bald und leicht umgarnt.
O spare Reue dir und Trauern,
Und folge, wenn ein Freund dich warnt!"

Conrad, ein Kinderfreund.

Conrad N. war Hausfreund bei einer hochansehnlichen gräflichen Familie. Es gewährte ihm allzeit reines Seelenvergnügen, wenn er unter den Kindern seyn konnte, und auch die guten Kleinen konnten nicht ohne ihren Herrn Conrad sein, denn so nannten sie ihn in ihrer Liebe. Kindlich reine Seelen finden sich immer in ihrem Leben, und ein überirdisches Band verbindet sie zu einem kleinen Gottesreiche. Conrad benützte jede Gelegenheit, die zarten Pflanzen der Religion und christlichen Frömmigkeit in die wachsweichen Kinderherzen tief ein-

zusenken, mit zarter Theilnahme zu pflegen, und jedes Kräutlein des Bösen sorgsam im Keime zu ersticken, damit es nicht um sich greifen, und tiefere Wurzeln schlagen könnte. Die lieben Eltern sahen es mit Freude und Dank, halfen nach mit Wort und Beispiel, und beteten täglich zu Gott um Segen. In diesem schönen Einverständnisse der Eltern und Lehrer, unter Gebet und Wachsamkeit mußte das Werk gedeihen für Zeit und Ewigkeit.

Wenn Conrad sich zu Tisch setzte, sprach er: Lieben Kinder! ihr müßt es nicht so machen, wie so Viele, die sich hinsetzen zum Tische, und aufstehen, ohne zu bet.n. Ehe ihr esset und trinket, sehet zuvor hinauf zu Dem, von dem jede gute Gabe herabkommt, und wenn ihr satt seid, danket ihm, dem Geber alles Guten. Betet am Morgen, betet Abends, bis ihr einschlafet. Und wenn ihr auch dies Alles thut, habt ihr doch noch nicht erfüllt, was es heißt: Wachet und betet ohne Unterlaß. Darum, meine Lieben! wenn die Stunde schlägt, wenn Morgens, Mittags und Abends die Töne der Glocke zu eurem Herzen das Ave sprechen; o dann laßt diese schöne Gelegenheit, euer Herz in heilsamen Gedanken, kurzen Gebeten, gottgefälligen Empfindungen und Aufopferungen hinauf gen Himmel zu erheben, nicht unbenützt verstreichen! Machet es nicht, wie so viele laue Christen, die in diesen seligen Augenblicken keine andere Beschäftigung sich zu machen wissen, als daß sie ihre Taschenuhren aufziehen. Schämet euch nicht vor ihnen eure kurze Andacht zu verrichten, und während der etlichen Glockenzüge, auch auf der Gasse den Hut abzunehmen. Glaubet mir, wenn ihr nur einige Zeit so christlich-mannbar und unerschrocken

handelt, wird euch der Gedanke an die Allgegenwart Gottes für alle niedrige Spöttereien überflüssig schadlos halten, und o werdet ihr dann die schöne Kunst, immer vor seinen Augen zu wandeln, bald erlernt haben.

Auf Spatziergängen in der reizenden Natur nahm er das nächste beste Blümlein, und sprach: Schauet es doch recht an, lieben Kinder! es ist so fein und schön, daß es kein Mensch so nachmachen könnte. —

Ein jedes Wiesenblümlein spricht:
Vergiß des guten Gottes nicht!

Und wenn wir auch nur ein Blatt vor uns haben, ist es eben so gut, als hätten wir ein Buch, worin der allereinleuchtendste Beweis von Gottes Größe steht; denn unmöglich können wir die herrliche Einrichtung desselben, sein treffliches Gefäßnetze, seine schöne grüne Farbe betrachten, ohne an den über alle menschliche Kunst und Macht unendlich erhabenen Schöpfer zu denken, dem es auch der größte Monarch nicht nachmachen kann:

Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.

Auf diese Weise finden wir Zungen in Bäumen und Kräutern, Bücher in dahinfließenden Bächen, Predigten in Steinen, und Gottes Allmacht, Weisheit und Liebe in jedem Geschöpfe. Einst ging er mit den Kindern zwischen Saatfeldern dahin. Er zeigte ihnen eine Aehre. „Würden auch alle Menschen zusammen helfen,“ sprach er, „sie könnten mit all ihrer Wissenschaft diesen Halm nicht mit einer solchen Aehre krönen. Wunderbar sorgt Gottes Vorsehung für uns Menschen; und wenn der liebe Gott schon für unsern sterblichen Körper

so väterlich sorgt, wie zärtlich muß er nicht erst für unsre unsterbliche Seele sorgen? Kinder! laßt uns recht Gottes Wunder in der Natur betrachten, und dankbar zu ihm beten." Bei diesen Worten ging er langsam, in stillem Gebete, zwischen den Saatfeldern dahin. „Wie süß ist es nicht," fuhr er dann weiter fort, „und wiewohl thut es nicht dem menschlichen Herzen, daß wir Gott überall finden, überall mit dem lieben Vater im Himmel recht herzlich und aufrichtig reden dürfen. So oft ihr allein seid, oder allein im Freien gehet, betet; denn euer Schutzengel begleitet euch, und betet mit, und Gott, der in's Verborgene sieht, und Alles hört, wird es euch vergelten." Am liebsten besuchte er kleine Bäche, wenn in ihrem reinen Spiegel das Bild der Sonne am Himmel, und das Blümchen am Ufer sich abmalten. „Diesem Bächlein gleicht das Leben des Menschen," sagte er. „Sanft und ruhig fließt das Leben des Guten dahin, von keinen heftigen Stürmen aufgeregt, und in seinem stillen, reinen Gemüthe spiegelt sich alles Schöne und Gute; ist aber das Innere des Menschen aufgewühlt durch die Wuth der Leidenschaften, unrein und trübe, o dann zeigt sich in ihm nichts Schönes und Reizendes wieder. Möchte doch euer Leben immer diesem stillen, reinen, hellen Bächlein ähnlich seyn!" — Aus dem Tempel der Natur führte er die Kinder gemeiniglich in den Tempel der Gnade; ja er ging oft stundenweit mit ihnen, ein schönes Gotteshaus zu besuchen. „Wenn wir dort, im Tempel der Natur," sprach er, „wie ich schon vorher gesagt habe, überall Beweise der väterlichen Sorge Gottes für unsern Körper finden, der doch nur sterblich Staub und Asche ist, so finden wir hier, im

Tempel der Gnade lauter Beweise seiner Sorgfalt und Liebe für unsere unsterbliche Seele. Laßt es uns dankbar anerkennen, und zu seiner Ehre und unserm Heile benützen. Und er kniete hier mit den Kindern an die Stufen des Altars, und betete mit ihnen vor dem Allerheiligsten. —

Es konnte nicht fehlen, was sonst schlechte Gesellschafter, und Gesellschafterinnen bei Kindern verderben, wenn sie ihnen von sorglosen Eltern, ohne alle Vorsicht, bei Tag und Nacht, überlassen werden, das veredelte hier ein frommer Kinderfreund, und lehrte sie, schon in der Blüthe der Jugend, auf Gottes Wegen wandeln. Sie wurden in der Folge ihrem Berufe nie untreu, wurden gute Menschen und eifrige Christen und Gottes Segen und Gnade war sichtbar mit ihnen.

Der fischende Knabe.

Parabel.

Adolph, ein munterer Knabe, wollte in der Nähe des älterlichen Hauses, wo ein Flüßchen vorüberströmte, die Zeit mit Fischen vertreiben, und verband hiermit die Absicht, sich den Stoff zu einer leckerhaften Abendtafel zu verschaffen. Der Knabe tauchte sein kleines Fischernetz in's Wasser, und war beim ersten Zuge so glücklich, ein Fischlein in dem Netze zappeln zu sehen.

„Du bist mir noch viel zu klein;" sprach unser achtjähriger Fischer, als er den erhaschten, winzigen Strombewohner näher

in's Auge gefaßt hatte. „Ich will dich wieder in's Wasser werfen, und nach einiger Zeit abholen, wenn du größer geworden und für den Gaumen ein fetter Schmauß seyn wirst."

Gesagt, gethan. Adolph kam nach einigen Monaten wieder an's Flüßchen, tauchte das Netzlein fröhlichen Sinnes unter, und meinte, es könnte gar nicht anders kommen, als daß er stracks wieder sein Fischlein, und zwar als einen Fisch, aus der wogenden Fluth heraus holen dürfe. Doch der kleine Fischer tauchte mehr als zwanzigmal unter, zog aber eben so oft das Netz ganz leer heraus. Es war weder ein Fischlein noch ein Fisch da, welcher Lust gezeigt hätte, sich neuerdings fangen zu lassen. Wie sehr das unsern Adolph verdrießen mußte, läßt sich denken. Es kam so weit, daß der Knabe das Netz höchst unwillig wegwarf, und sich in's älterliche Haus zurückbegab, um es dem Vater zu klagen.

Dieser lächelte anfangs ziemlich über die im naiven Unverstande von dem Söhnchen gestellte Beschwerde, versäumte es aber zugleich nicht, seinem kleinen Adolph die gewichtige Lehre an's wißbegierige Herz zu legen: „Lerne hieraus," — sprach der wohlmeinende Vater, — „daß der Versuch deiner Fischerei dem zarten Lebensalter gleicht, in welchem du gegenwärtig stehst. Wirst du jene Kenntnisse, welche man dir beizubringen sucht, in deinem Innern aufnehmen, so werden sie dort anwachsen, und dir ein Eigenthum werden, welches dir Niemand wird entreißen können. Wirst du diese Kenntnisse aber, wie vor einigen Monaten das Fischlein, leichtsinnig von dir hinwegwerfen, dann möcht' es dir im reifern Lebensalter schwer fallen, sie in so ausgedehnterem Umfange dir zuzueignen."

Der Sommer.

Viele Blüthen sind verweht;
Doch ein reicher Segen steht
In den Gärten, auf der Flur,
Von dem Schöpfer der Natur.

Durch der Sonne warmen Hauch,
Reift die Frucht am Himbeerstrauch.
Und, zum köstlichen Genuß,
Winkt uns Apfel, Pflaum' und Nuß.

Schon neigt sich das Aehrenfeld,
Welches Brod für uns enthält,
Das ein Gott voll Huld uns gibt,
Der uns, wie ein Vater, liebt.

Wenn auch Blitz und Donner kracht,
Er bezeuget Gottes Macht,
Zagt doch meine Seele nicht,
Er ist's der im Wetter spricht.

Er ist's der uns Gutes thut
Durch des Sommers Feuergluth.
Seinen Segen nehmen wir,
Danken fröhlich ihm dafür.

L i s e t t e.

Lisettens Eltern waren früh gestorben, und hatten der Tochter außer einem guten Namen durchaus nichts hinterlassen. Das Kind sollte deshalb in ein Waisenhaus gebracht werden; allein ein Freund ihres Vaters dachte edel genug, die Kleine zu sich zu nehmen, um sie mit seinen eigenen Kindern zu erziehen.

Lisette zog zu dem Herrn B a u d, und wurde von dem menschenfreundlichen Manne so väterlich behandelt, daß selbst seine eigenen Töchter Minna und Luise nicht den geringsten Vorzug vor ihr hatten. Die Waise vergalt Alles dadurch wenigstens, daß sie sich mit inniger Liebe an die Kinder und an ihren Wohlthäter anschloß.

So verlebte die Kleine mehrere höchst glückliche Jahre, bis ein arger Zufall anf einmal ihr ganzes Glück zu zertrümmern schien. Ach! am Morgen spielte sie noch so vergnügt mit Minna und Luise, und den Abend mußte sie schon in dem Waisenhause verweinen! Wie kam dies? wirst du fragen. Wie konnte Herr B a u d auf einmal so hart seyn? Ach! er war nicht hart, er glaubte so handeln zu müssen, weil Lisette, wie er wähnte, ihn bestohlen hatte.

Herr Band hatte nämlich eine bedeutende Summe Geldes in wenigen Tagen in der Hauptstadt zu bezahlen, und war eben damit beschäftigt, das Geld zu überzählen, als er plötzlich abgerufen wurde. Er warf die Goldstücke schnell in einen Kasten seines Schreibpultes, und eilte, ohne dieses zu verschließen, nach dem Gasthofe, wohin er beschieden war. Er fand hier einen Jugendfreund der eine Geschäftsreise machte, und sich erbot, das Geld mitzunehmen. Band eilte deshalb zurück, Alles einzusiegeln. Er zählte eine Rolle nach der andern ab; aber siehe! als er an die letzte Rolle kommt, da fehlen ihm acht Goldstücke. Alles wird nach ihnen durchsucht; Band wird ängstlich und verdrießlich; denn er sollte das Geld in einer Stunde abliefern, und muß sich deßhalb entschließen, das Geld aus einer anderen Casse zuzuschießen.

Natürlich fragte er nun nach, wer in dem Zimmer gewesen sey? Niemand, hieß es, als Lisette. Band ließ sie kommen. Wo hast du das Geld? fuhr er sie an. Lisetten erschreckten die ersten rauhen Worte, die sie von ihrem Wohlthäter hörte. Sie fing an zu weinen, und das nahm Band für einen Beweis ihrer Schuld. Er drang in sie, und ließ sich durch keine Versicherungen, durch kein Flehen des Kindes von dem Gegentheile überführen.

„Hast du," sagte er, „nicht erst gestern durch deine Naschhaftigkeit bewiesen, daß dir fremdes Eigenthum nicht heilig sey?" Ein Strom von Thränen erstickte Lisettens Worte. Sie kämpfte mit sich selbst. Oft wollte sie Alles gestehen; dann aber fiel ihr wieder die arme Minna ein, die so bitterlich geweint, der sie versprochen hatte, ihr den Verweis zu ersparen.

Sie schwieg, und streckte nur, auf die Kniee fallend, die Hände ihrem Wohlthäter entgegen; dieser aber stieß sie von sich. Weg du Natter! rief er. Lohnst du so meine Liebe! Den Augenblick such deine Sachen zusammen und folge mir.

Minna und Luise hatten Alles in dem Nebenzimmer angehört. Sie eilten herbei, sie bathen, sie flehten, Minna gestand: Ich, bester Vater, ich habe gestern die eingemachten Kirschen gegessen! Willst du mich belügen, Minna, sagte der Vater sehr ernst; gestern vergab ich ihr, heute nicht. Und so griff er nach seinem Hute, und trieb die Waise, ihre Sachen zusammen zu suchen. Lisette folgte ihm mit Thränen in den Augen, und wurde in wenig Augenblicken dem Aufseher des kärglich ausgestatteten Waisenhauses übergeben, der sie um so weniger schonend behandelte, da ihm Herr Band den ganzen Vorfall erzählt hatte.

Eine schlechte That bleibt nicht verborgen. Wenn alle Zeugen schweigen, dann muß der schlechte Mensch sich selbst verrathen; wenn es am wenigsten erwartet wird, dann weiß der allsehende Zeuge aller Handlungen der Menschen, das Verborgene offenbar zu machen.

Das geschah auch hier. Noch wachte Lisette um Mitternacht, rang die Hände, und betete zu dem Vater im Himmel, der jetzt allein ihr Schutz und ihr Trost war. Horch! da ertönte die Sturmglocke, da drang der schreckliche Feuerruf auch zu der Waise. Sie stürzte die Treppen hinab, hinaus auf die Straße und sahe, hilf Himmel ihres Wohlthäters Haus in lichten Flammen stehn. Sie eilte hinzu. Halb nur bekleidet, standen Minna und Luise in der kalten Winternacht

auf dem Schnee, und schluchzten vor Angst und bebten vor Kälte. Herr Band stand traurig neben ihnen, und sahe mit Wehmuth die Wohnung des Glückes zusammenstürzen. Es war nichts mehr zu retten. Drum wandte er sich jetzt von der Brandstätte. Kommt meine Kinder, sagte er, kommt mit mir, und lasset uns erst wieder ein Obdach suchen. O! darf ich auch mit? flehte Lisette; doch nein, sagen Sie mir nur, wohin Sie gehn, damit der guten Minna, der lieben Luise erst geholfen werde. Herr Band, jetzt Alles vergessend und vergebend, nannte ihr ein Wirthshaus. Lisette flog fort; bald kam sie mit allem ihren Zeuge zurück, das sie den Freundinnen aufdrang, die sie auf alle Weise zu trösten und aufzuheitern suchte.

Erst am folgenden Morgen konnte man das Unglück in seiner ganzen Größe übersehen. Das Feuer war auf dem Boden, über Lisettens ehemaligem Kämmerlein aufgekommen. Schon waren die brennenden Balken niedergestürzt, bevor die Bewohner des Hauses erwacht waren. Man hatte daher nur Weniges retten können; ja die Magd, die gleichfalls in dem Seitengebäude schlief, war sogar stark beschädigt, daß man an ihrem Wiederaufkommen zweifeln mußte. Sie selbst sah ihren Tod vor Augen, und bat dringend, den Herrn Band noch ein Mal zu ihr kommen zu lassen. Dieser kam. Hörbar röchelnd lag das Mädchen da. Ihre Züge waren entstellt; dennoch schienen sie sich zu erheitern, als sie den Herrn eintreten sahe. Dieser bedauerte sie. „Ach!“ antwortete sie, mit gebrochener Stimme, „mich bedauern sie nicht. — Ich leide verdiente Strafe; ich habe es an Lisetten verdient. — Gestern kam ich in die

Stube; ich sah Ihren Schrank offen, und schickte Lisetten hinaus. Ach; und doch konnte ich das Kind weinen und jammern sehen!“ Sie wollte fortfahren; allein die Stimme versagte ihr, sie sank zurück, und blieb mehrere Minuten ohnmächtig liegen. Dann raffte sie noch ein Mal alle Kräfte zusammen. „Das Kind ist unschuldig! rief sie. Es waren ihre letzten Worte. Sie sank zurück und verschied. —

So war Lisette wunderbarlich dem Tode entgangen; die ungetreue Magd aber hatte schnell eine schreckliche Strafe ereilt.

Kern- und Sittensprüche.

1.

Bete stets gerne mein Kind!
Himmlische Freuden es sind,
Die das Gebet uns verleiht.
Lieblich zur himmlischen Freud',
Ziehet auf sonniger Bahn
Uns das Gebet schon hinan.

2.

Kein Laster ist, das hier nicht seine Strafe leidet,
Weil sich im Laster selbst des Lasters Straf' bereitet.

3.

Des Schicksals Tücke dringen nur bis in die seufzende Brust; eines Freundes Tücke tief in's blutende Herz.

Der Ochs und Esel vor dem Richterstuhl des Königs der Thiere.

Ochs und Esel zankten sich
Beim Spatziergang um die Wette,
Wer die meiste Weisheit hätte;
Keiner siegte, Keiner wich.
Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte,
Und was konnte klüger seyn?
Beide stehen tiefgebückt,

Vor des Thierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar herunterblickt.
Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
Ihr seyd alle beide Narren.
Jeder gafft ihn an und geht.

Legende.

Wenn der Pilger im gelobten Lande von Bethlehem aus nach dem, zwei Stunden weit entfernten, Grabe Rachels reiset, führt ihn der Pfad aus üppigen Geländen und Fluren plötzlich auf ein steinigtes Erdreich, mit kleinen Wüstenkieseln wie besäet, in die der entblößte Fuß des Wanderers bis an die Knöchel versinkt. Entgegen gesetzt einer grünen Oase in der lautlosen, sandigen Ebene Afrikas, liegt es da, durch Fluch gebannt, ein ödes, unfruchtbares Feld, eingeschlossen durch reiche Saaten, und fruchtschwangere Dattelpalmen, die an seinen Gränzen kühlende Schatten auf den verbrannten Boden senden. Betroffen über den raschen Wechsel des Bodens, und die veränderte Physiognomie der Natur, fragt der fern herkommende, rings umher die segnende Hand Gottes gewahrende Fremdling nach der Ursach, und mit beklommenem Herzen vernimmt er die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Legende, aus dem Munde seines Führers:

„Einst ging in früher Morgenstunde die heilige Jungfrau, den Jesusknaben an der Hand, diesen Weg, nach dem Grabe Rachels, der geliebten Gattin des Altvaters Jakob. Sie traf hier, wo wir stehen, o Fremdling! den Eigenthümer des damals fruchtbaren, jetzt öden, Feldes, mit Erbsensäen beschäftiget. „Sey barmherzig," redete sie ihn an: „und gieb von deinen vielen Körnern eine Handvoll mir, mich hungert, und auch dieses Kind." — „Weißt du nicht, erwiederte der weltkluge Rechenmeister: „daß eine Handvoll Körner, die ich dir gäbe, mich um den hundertfachen Gewinn brächte? Warte einen Augenblick, und noch einen, ich will dir andre geben, damit mein Schaden nicht zu groß wird." Und indem er dieses sprach, lief er auf seinem fruchtbaren Felde kreuz und quer, suchte mühsam eine Handvoll kleiner Steine zusammen, und reichte sie ihr, spöttisch lächelnd. — „Segne dich der Höchste! sprach sie, mit einem Thränenblicke zum Himmel, und wandte sich betrübt von ihm nach der Richtung ihres Weges. Als sie aber die Hand öffnete, um die Steine auf die Erde fallen zu lassen, siehe! es waren süße Mannakörner. —

Der ewigwahre Hirt mit lichtumflossenen Kleide, der seine glänzenden Schäflein führt auf der blaulichten Trift des unermeßlichen Himmelsraumes, hatte herabgeschaut von seinen heiligen Bergen, war ergrimmt über den hartherzigen Knecht, fluchte seinem Erbtheile auf Erden, und seiner Hände Arbeit Werk! — In Gebet, Beschauung des ewig Göttlichen, und Betrachtung alles vergänglich Irrdischen, verweilte die fromme Magd, mit ihrem Sohne, an Rachels Ruhestätte, und als die Sonne ins Meer sich zu senken begann, wanderte sie mit frohem

Gemüthe nach der stillen, heimathlichen Hütte zurück. Sie hatte kaum das Feld des kargen Filzes erreicht, als ihr dieser mit zerstörter Miene, jammernd und vom Hunger gequält, entgegenlief, und sprach: „Höre mich, o Weib! Meine Körner, die ich in den Frühstunden gesäet, haben am Mittag geblühet, und am Abend reiche Früchte getragen; ein Lohn meiner Mühe und Arbeit, eine Lust meinen Augen, eine Freude meinem Herzen. Aber ach! als ich die Schoten öffnete, davon zu essen, und mich zu laben an ihrer Süßigkeit, da waren alle Körner Steine. Die heilige Jungfrau pflückte eine Handvoll, und reichte sie ihm hin. Der Arglistige glaubte, sie wolle ihn bestrafen für den an ihr verübten Frevel. Als er aber sah, daß es nährende Früchte, und keine Steine waren, da aß er, stillte den drückenden Hunger, und sie schieden von einander. Der Acker aber trug von jenem bis auf diesen Tag nichts als Steine; Steine wird er tragen in Ewigkeit, damit es wissen alle künftigen Geschlechter der Menschenkinder, daß der Herr allein segnen kann, geben und nehmen, wenn er will. Sein heiliger Name sey gebenedeiet. Amen! —

Alle Diejenigen, welche neben irdischen Gütern auch edle Gesinnung bewahren, die Genügsamen, und vor allen die Armen, reisen gern über den „Acker des Zeugnisses Gottes," wie er von den Eingebornen genannt wird, wenn sie von Bethlehem aus das Grab Rachels besuchen wollen. Die reichen und kargen Kinder dieser Welt aber umgehen ihn, und wählen den Weg durch die Feigen und Palmenpflanzungen, obgleich sie eine halbe Stunde weiter gehen müssen, um das Ziel ihrer Wallfahrt zu erreichen.

Heldenmuth aus Kindesliebe.

Es war im Jahre 1798 als der 490 Jahre lang bestandene Bund der Eidsgenossen durch den kriegerischen Einfall der Franzosen in die Schweiz zertrümmert, die Schweizer ihrer alten Freiheiten und Rechte beraubt, und ihnen von den siegenden Fremden eine neue Verfassung gegeben wurde. Das that wehe; und als nun alle Schweizer aufgefordert wurden der neuen Verfassuug den Huldigungseid zu leisten, da zeigte sich da und dort Widerstand, der aber durch die Gewalt der Uebermacht gedämpft wurde. Da floß das Blut in Strömen in dem ehemals glücklichen und stillen Unterwalden. Denn durch die hartnäckige Weigerung der Unterwaldner, der neuen Verfassung den Eid der Treue zu schwören, durch ihre Kriegszurüstungen und durch ihre 3 Tage lang fortdauernde Gegenwehr, wobei 3—4000 Mann in das Land eingedrungener Franzosen erschlagen wurden, waren die nachrückenden Truppen zu unmenschlicher Wuth gereizt. Der Morgen des 9ten Sept. stürzte Unterwalden in unabseliges Elend. Der an Zahl den Unterwaldnern um mehrere Tausende überlegene Feind, zwang diese, wiewohl langsam, zum Weichen. Riedenhaus loderte in Flammen. Die im Rotzloch so ausharrend kämpfende Besatzung wurde im wilden Sturme zurückgeworfen, und auf einmal war das ganze Stanzstaderried mit Franzosen bedeckt. Dort lebte in stiller Verborgenheit auf einem kleinen Gütchen, das äußere Feld genannt, ein redlicher Greis, Caspar Engelberger, den man nur den alten Trommler nannte, weil er in seinen früheren Jahren

bei der Landmiliz als Tambour gedient hatte. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter mit denen er unter Arbeit und Gebet zufrieden mit dem Wenigen, das ihnen die Vorsehung bescheerte, bisher glückliche Tage verlebt hatte. War gleich der jüngere Sohn mit Gichtern behaftet, so suchten doch die beiden ältern Kinder dem alten Vater und dem kranken Bruder alles Nöthige zu verschaffen. Nun aber war ihre Ruhe auf einmal zerstört, ihr stilles Glück zertrümmert. Denn als die Landsgemeinde einmüthig beschlossen, die demokratische Verfassung, die sie von den Vätern, mit deren Blute sie besiegelt war, ererbt hatten, auf das Aeußerste zu vertheidigen; — als die Sturmglocke alle wehrhaften Männer und Jünglinge unter die Waffen rief; — als selbst Greise sich dieselben von Weibern und Kindern nachtragen ließen, da hatte Engelberger auch seine Trommel genommen und wirbelte den alten Marsch mit jugendlicher Kraft, daß Berg und Thal wiederhallten. Der ältere Sohn aber war mit den Scharfschützen ausgezogen, während die treue Anna bei dem kranken Bruder zurückgeblieben war.

Allein da alle Gegenwehr endlich umsonst war, die Menge der Feinde Unterwalden überschwemmte, und alle Bewohner ins Gebirge flüchten mußten, da entschloß sich der alte Engelberger, zu alt, um in den Hochgebirgen seine Zuflucht zu suchen, und ein zu guter Vater, um seinen kranken Sohn, den er nicht mitschleppen konnte, zu verlassen, sein Schicksal in seiner eigenen Hütte abzuwarten, sich und die Seinigen der schützenden Allmacht Gottes empfehlend.

Auch die zärtliche Anna wollte nicht allein entfliehen, son-

dern den alten Vater und den kranken Bruder noch so lange pflegen, als sie konnte, und dann in Ergebenheit ihr Loos mit ihnen theilen.

Eine Rotte der eingedrungenen Feinde näherte sich in wüthendem Anlauf Engelbergs Hütte. Da sie dem alten Mann Geld abforderten, der keines besaß, öffnete er ihnen alle Schränke. Indem er aber nach dem kleinen Kämmerlein ging um auch da alles Preis zu geben, hörte er einen Schuß fallen, und ach! als der Greis wieder heraustrat, sah er seinen kranken Sohn todt neben der Schwester da liegen. Mit Bajonetstichen und Kolbenstößen mißhandelten die Barbaren den wehklagenden Mann so schrecklich, daß er ohnmächtig zur Erde fiel.

Kaum war endlich die unmenschliche Horde ihrem Raube nach weiter gezogen, so kam eine andre, die der erstern an Grausamkeit zum mindesten gleich war. Diese, weil sie nichts mehr zu plündern fand, gab die niedrige Hirtenwohnung, das einzige, was Engelberger noch besaß, den Flammen Preis. — Von schrecklicher Angst ergriffen, hatte sich in dieser Zwischenzeit die Tochter vor den Unmenschen versteckt. Als sie jedoch das Knistern und Prasseln des Feuers vernahm, eilte sie hervor, um ihren, wie sie glaubte, todten Vater, der Wuth der Flammen zu entreißen. Indem sie ihn aber in ihre Arme faßte, um ihn außer die Hütte zu schleppen, erwachte Engelberger wie aus einem Schlummer. „Bist du es, liebe Anna?“ sprach er mit todtschwacher Stimme. Unbeschreiblich war die Freude der lieben Tochter. „Ach Vater lebt Ihr auch noch?“ stammelte sie; „kommt doch geschwinde: sonst müssen wir verbrennen.“ Sie half ihm mit Sorgfalt schnell auf die Füße und führte ihn hinaus,

allein kaum waren sie außerhalb der flammenden Hütte, so kam ein dritter Trupp.

Der erste Soldat desselben lief mit gezogenem Säbel auf den Alten zu, um ihn den Todeshieb zu versetzen; aber Anna umschlang ihren Vater, hielt den schwankenden Greisen in ihren Armen fest, und rief dem Mörder verachtend zu: „Mich sollst du umbringen, du Unmensch! das steht dir frei; aber so lange ich lebe, meinen Vater nicht.“

— Ueber diesen weiblichen Heldenmuth erstaunt, sprang einer der edleren Franzosen, deren es, zur Ehre der Menschheit, unter diesen Wüthrichen mehrere gab, hervor, schlug dem Mörder den Säbel aus der Hand, und rettete die edle Anna und ihren Vater in ein Schiff, auf welchen sie nach Luzern überfuhren.

Alles Eigenthums beraubt, fanden sie doch gastfreundliche Aufnahme bei guten Menschen. Und als die Stürme der Revolution und des Krieges vorüber gegangen waren und ein schönerer Morgen über unsern Bergen und Thälern anbrach, da baute christliche Großmuth und vaterländischer Treusinn von neuem auf, was ausländische Wuth in Schutt und Grauß verwandelt hatte; da zog auch der alte Engelberger in sein neu aufgezimmertes Häuschen bei Stanzstad wieder ein, und genoß noch Tage harmloser Ruhe, bis er sie, von der treuen Anna gepflegt, in Frieden beschloß.

Die Biene.

Siegfried stand eines Tages neben seinem Vater im Garten. Da erblickte er eine Biene, welche auf einer Blume saß, und in voller Geschäftigkeit Blüthenstaub sammelte. „O die liebe Biene!" sprach er, „sie ist ein so kleines Vögelein, und dennoch bereitet sie den süßen Honig und das köstliche Wachs in so großer Menge! Ich möchte die kleine Künstlerin doch einmal in der Nähe betrachten."

So sprach der Knabe, und streckte seine Hand aus, um die Biene zu fangen. Er haschte sie glücklich, und wollte kaum die beiden Flügelein sanft anfassen, als sie schon ihren Stachel gelassen und Siegfried in die Hand gestochen hatte. „O wehe!" rief er, und schleuderte die Biene von sich, die nun todt zu seinen Füßen lag.

„Armes Thier!" sprach Siegfried, nachdem er die todte Biene vor sich erblickt hatte, nun habe ich Mitleiden mit dir, da dich die Rache dein Leben kostete. Mir brachte die Zurücklassung deines Stachels doch nur eine Wunde, dir aber den Tod!"

„Sieh, mein Siegfried," sagte darauf der Vater, „ein ähnliches aber noch weit schlimmeres Schicksal trifft immer den rach-

gierigen Menschen, und dieser ist sich selber immer mehr feind, als seinem Beleidiger. Denn rächet er sich, so mag er dem Feinde wohl schaden an seinem Leibe, sich selbst aber raubt er das Leben der eigenen Seele, indem er sie mit sündhaften Hasse beflecket, und so das Ebenbild Gottes in sich zerstöret.

„Daher sollen wir vorerst dem Feindseligen nie eine Gelegenheit geben, sich an uns zu rächen. Hat er uns aber dennoch Böses gethan, so sollen wir ihn, seiner blinden Leidenschaft wegen, vielmehr bedauern, als ihm wieder zu schaden suchen."

Lebenslehren für die deutsche Schuljugend.

Gelaßnen Geistes um sich schau'n,
Heißt ohne Brille sehen;
Nicht flugs der Dinge Farben trau'n,
Lehrt dich behutsam gehen.
Wer nicht sucht Schlösser in der Luft,
Den herbergt selbst die öde Kluft.

Wohl ist die Welt ein Wiederspiel
Deß, was das Herz empfunden;
Doch traust dem Herzen du zu viel,
Ist bald dein Glück entschwunden,
Greif thatenvoll ins Leben ein,
Dann lernst du Herr des Lebens seyn.

Stets ungetrennt geh'n Lust und Leid
Dir immerdar zur Seite;
Erringen mußt du vor der Zeit
Der Freuden sich're Beute.
Das Glück ist Weib, schätzt nur den Mann,
Der, was er will, vollbringen kann.

Fünfte Lieferung.

Der Herbst.

Dir, Herbst, dir sag' ich einen Gruß,
Du bringst des Segens Vollgenuß.
Wie reich mußt du an Gaben seyn,
Uns zu ernähren, zu erfreu'n!

Die Pflaum' ist reif und süß der Most!
Für Alle hast du Nahrung, Kost.
Du machst an Früchten uns so reich!
Kein Wohlthun ist dem deinen gleich.

Du öffnest deine Segenshand,
Es erntet durch dich jedes Land.
Und ach, verhungern müßten wir,
Käm' lauter Segen nicht von dir.

Zwar wird der Baum von Blättern leer;
Im Walde schweigt das Vögelheer;
Der Storch, die Schwalb' und Wachtel zeh'n
Von uns, dem Winter zu entflieh'n:

Doch, wenn der reiche Herbst nicht wär',
Wo nähmen wir die Nahrung her?
Und mancher Tag im Herbst ist schön,
Wer wollte das nicht eingesteh'n?

Wer ordnete des Herbstes Zeit?
Der Vater aller Gütigkeit.
Der Herbst thut uns sein Wohlthun kund,
Drum preiset ihn mit Herz uud Mund.

Die verschenkte Geige, oder: Wohlthun trägt reiche Zinsen.

Helfend Andern sich erzeigen,
In des Wohlthuns edlem Triebe
Ueber fremdes Weh sich neigen,
Das ist wahre Nächstenliebe;
Und in welcher Menschenbrust
Diese schöne Tugend wohnet,
Da ist's, wo mit Himmelslust
Jede That sich selbst belohnet.
Reiche Zinsen öfters bringen,
Spenden der Wohlthätigkeit;
Der Gestützte sucht erfreut,
Wie es möge ihm gelingen.
Dem Wohlthäter zu vergüten,
Was er einst von ihm erhielt,
Und auf irdischem Gefild'
Der Vergeltung Blumenblüthen
Dem Mildthätigen zu streu'n,
Der einst Gutes flocht dem fremden Leben ein.

Alphons, der Sohn eines Färbers in einem fränkischen Städtchen, zeigte von frühester Jugend an eine ungemeine Neigung und Vorliebe für die lieblichste aller menschlichen Kunstbeschäftigungen, für die Musik. Der Vater ließ es, obschon er eben nicht zu den wohlhabenden Bürgern des Städtchens gehörte, an nichts ermangeln, dem lernbegierigen Sohne alle nur mögliche Hülfsmittel an die Hand zu schaffen, wodurch dieser es von Tag zu Tag zu einer höhern Ausbildung bringen konnte.

Unter andern Musikinstrumenten war es das Spiel der Violine, was des Knaben volle Neigung auf sich zog. Alphons machte schon nach zwei Jahren auf diesem Instrumente Fortschritte, die schier ins Unglaubliche gingen. Der Stadtthürmer benützte den äußerst fleißigen und geschickten Lehrling nicht nur auf dem Chor, sondern selbst zu solchen musikalischen Ausführungen, die, wenn das Frühjahr kam, in Gärten, auf der Schießstätte u. s. w. statt fanden, und manchen Gulden eintrugen. Der brave Principal ließ von solchen Erträgnissen auch immer unserm Alphons das zukommen, was einem erwachsenen Turnergehülfen traf. „Füllt der kleine Mensch ja — pflegte der Musikvorsteher dann gewöhnlich zu sagen — auch vollkommen seinen Platz aus; es ist daher billig, daß er so viel von dem Einkommen beziehe, wie ein Anderer, der um einen Kopf größer, an Aufmerksamkeit aber und Präcision manchmal schwächer und geringer wie mein kleiner, wackerer Alphons, ist.“

Durch solchen Vorschub konnte der Knabe schon in seinem zwölften Lebensjahre aus eigenen Gelderſparnissen sich eine

neue Würzburger=Violine anschaffen. Das war eine Freude, als das herrlichgebaute Instrument ankam, als Alphons es stimmen und ein Solo von Küffner, das wohl etwas schwer war, aber lieblich und schmelzend wie der harmonische Klang einer himmlischen Musik tönte, vortragen konnte. Der Knabe war von nun an wie in ein höheres Land der Freude und des Entzückens versetzt. Stundenlang kam das lieblich tönende Instrument nicht aus seinen Händen, und sogar des Nachts erhielt es sein Ruheplätzchen auf dem weichen Kopfkissen des erfreuten Eigenthümers.

Eines Abends, wo Vater und Mutter in Handelsgeschäften über Land waren, Alphons aber so eben auf seiner Violine sich übte, ließen ähnliche Töne sich von der Gasse herauf hören. Der Knabe sprang zum Fenster, und erschaute nun, daß ein schlichtgekleideter blinder Mann an der Seite eines etwa zehnjährigen Knaben, welcher den Führer vorstellte, vor der Hausthüre des Nachbars stand, und auf einer schlechten Violine, aber mit einer solchen meisterlichen Geübtheit spielte, daß der zuhorchende Kleine sich nicht genug darüber wundern konnte.

Der Spielende hub jetzt sogar auch zu singen an; aber welch ein Gesang war das — wie griff Inhalt und Vortrag tief in das fühlende Herz, und wer konnte da eines mitleidigen Thränchens sich erwehren, als der Gesang des Blinden folgendermaßen begann:

Seht ihr einen Blinden,
Aermer's ist zu finden,
Ach! so weit ein schauend Auge greifen kann,
Kein Geschöpf, als du, o armer blinder Mann!

Jedes Aug' entzücket,
Sonnenpracht erblicket;
Nur der mitleidswerthe, blinde Mann
Nicht das Licht des Lebens schauen kann.

Ach! nicht kann er schauen
Blumen auf den Auen;
Ach! den blauen Himmel und das Licht
Gold'ner Sterne schaut der Blinde nicht.

Vor der Seel', der bangen,
Stete Nächte hangen;
D'rum im Stillen weint der blinde Mann,
Weil er alles dieß nicht schauen kann.

Eine milde Helle
Dringt nur in die Seele,
Wenn erbarmend eine Stimme spricht:
„Trau' auf Gott und Menschen — zage nicht."

„Du guter, armer, blinder Mann!" rief Alphons tiefbewegt aus — „ja du bist in der That ein recht armer Mann, und sollst, da du dazu noch so schön singen und so meisterlich spielen kannst, meinen ganzen Geldvorrath haben." Im Nu war unser Knabe, die Violine in der linken und zwei baare Gulden in der rechten Hand, auf der Gasse und in der Nähe des armen, augenlichtberaubten Virtuosen, der so eben an der Hand des leitenden Knaben mit unsichern Tritten die Eingangsstufen des nachbarlichen Hauses herabgeglitten war.

Unser Alphons ließ sich mit dem guten Mann in ein Gespräch ein, und erfuhr, daß derselbe vor 3 Jahren noch Stadtthürmer zu D**, einem Städtchen im Badischen, welches im Kriege ein Raub der Flammen ward, gewesen, Gattin und

Sohn durch die gräßliche Feuersbrunst an einem Tage verloren, und wohl meistens durch zu anhaltendes Weinen im Stillen sich die Erblindung beider Augen zugezogen habe. Alphons faßte mit gerührtem Herzen die unglückliche Lebensgeschichte des blinden Mannes auf, und suchte denselben dadurch zu trösten, daß er ihm mit der einen Hand die schönen fünf Sechsbatzenstücke, mit der andern aber die Violiue darreichte, und den geübten Tonkünstler ersuchte, daß er das neue Saiteninstrument probiren und sein Urtheil darüber abgeben möchte.

Der Blinde dankte hoch gerührt für die reiche Geldgabe und prüfte das Instrument nun in einigen sehr schweren, aber rasch und kunstvoll ausgeführten Musiksätzen. Alphons staunte hierüber eben so sehr, als es ihn bald darauf ungemein freute, daß der Künstler dem neuen Musikinstrumente seinen vollen Beifall zu zollen anfing. „Ach! — setzte der kunstgeübte Mann seufzend hinzu: — ich hatte vor einigen Jahren wohl auch ein recht gutes Instrument, dessen silberreiner Ton mir und Andern so manches Freudenstündchen verschaffte. Wär' ich noch im Besitze eines solchen Saiteninstruments, dann möcht' ich mich ohne Scheu' zu S** in dem Schlosse hören lassen, welches die reiche Fürstin aus Rußland angekauft und bezogen hat. Sie soll eine vorzügliche Gönnerin der Musik, und, wie man sagt, sogar Willens seyn, eine eigene Hofkapelle aufzurichten. Ein wahrhaft fürstliches Unternehmen; denn so wie der preiswürdige Betrieb der Künste und Wissenschaften reines und andauerndes Vergnügen erzeugt, so können fürstliche Herzen auch nicht leicht sich eine mehr geläuterte und

bleibende Lebenswonne bereiten, als wenn sie es sich zur ruhmgefeierten Obliegenheit machen, die Werke und Erzeugnisse der veredelten Kunst und Wissenschaft durch wohlwollenden Beifall und stützenden Lohn auszuzeichnen und zu fördern."

So sprach der Blinde, und unser Alphons, der ganz Ohr und Herz war, zögerte auch nun keinen Augenblick mehr, dem lieb- und werthgewonnenen Manne die neue Violine mit den mildtönenden Worten hinzureichen: „Lieber Herr! Ihre Lebensschicksale sind eben so bitter und beschwierigt, als edeldenkend Ihr Herz und ausgezeichnet die hohe Bildung ist, die Sie im Gefilde jenes lieblichen Kunstbetriebs, dem ich mich als Lehrling widme, sich eigen zu machen wußten. Gönnen Sie mir das besondere Vergnügen, durch diese Violine etwas Weniges zur Erleichterung Ihres drückenden Lebensschicksals beitragen zu dürfen. Wenn ich ein halbes Jährchen das, was ich mir verdienen kann, zusammenhalte, so gelang' ich zum Besitz einer neuen Geige."

Der blinde Mann staunte über den mildthätigen Antrag des Kleinen, weigerte sich jedoch eine geraume Zeit, das dargebotene kostbare Geschenk anzunehmen. Nur als Alphons zu bitten nicht nachließ, willigte er endlich in die Annahme der schönen Violine, jedoch nur, wie er sich vorbehielt, in der Absicht um sie nach stattgefundener Benützung wieder dem edelmüthigen Eigenthümer zurückzustellen, und so schied er unter dankbaren Segnungen von unserm wackern Kleinen.

Dieser behalf sich von nun an mit einer Violine, welche ihm sein Principal zu borgen die Güte hatte. Es ging in die siebente Woche, und es war so eben ein heiterer Sonntagsmor-

gen angebrochen, als an dem Hause unsers Färbermeisters eine Chaise hielt, aus welcher ein Fremder hervorstieg, der eine herrschaftliche Livree trug. Ein Fremder? nein das war der Ausgestiegene nicht für den Blick unsers Alphons, der vor Erstaunen und herzinniger Freude sich kaum zu fassen wußte, als er in dem Angekommenen den vor einiger Zeit mit der Violine begabten Mann erkannte, welcher aber keiner leitenden Hand mehr bedurfte, weil er, wie der Anschein klar bewies, nimmer blind, sondern wieder mit dem erfreuenden Lichte der Augen begabt worden war.

Kinder! das gab eine rührungsvolle, geist- und herzerhebende Scene des freudigsten Wiedersehens. Der Färbermeister und dessen Gattin wußten anfangs gar nicht, wie sie aus dem ganzen, höchst sonderbaren Auftritte klug werden sollten; denn Alphons, der biedere Junge, hatte aus einer preiswürdigen Bescheidenheit selbst seinen geliebten Aeltern auch nicht das Mindeste von dem eröffnet, was zwischen ihm und dem Angekommenen früher schon vorgefallen war. Letzterer fing nun zu erzählen an, und den Herzensangehörigen unsers braven Knaben glänzte die Thränenperle der süßesten Aelternfreude im erhellten Antlitz. „Die erhabene Fürstin — sprach der hochgerührte Mann — vergnügte sich sehr an meinem Vortrag, und nahm an meinem erlittenen Lebensunglück den innigsten Antheil. Glücklicherweise war der in Ihren Diensten stehende Arzt zugegen, weithin berühmt als einer der geschicktesten Augenoperateurs. Er besichtigte mich und äußerte sogleich die zuversichtlichste Hoffnung des noch nicht tief eingewurzelten Augenübels. Der Allgütige da oben segnete mit seinem göttlichen Beistand die Bemühungen der menschlichen

Kunst, und so ist es dahin gekommen, daß ich wieder erfreut das schöne Licht des Tages schaue, und als erster Violinist im Hoforchester meiner durchlauchtigsten Wohlthäterin angestellt bin. Das Alles verdanke ich ihnen, edler menschenfreundlicher Alphons! Nehmen Sie vorläufig als einen kleinen Rückersatz diese Wiener=Violine, die Ihnen meine erhabene Fürstin, welche Sie unverzüglich zu sehen wünscht, durch mich übersendet."

Alphons mußte nun in die Chaise einsitzen, und es ging in vollem Trabbe nach dem fürstlichen Lustschlosse S**: Unser Knabe erntete hier allgemeine Lobesbezeugungen über die entfaltete Mildthätigkeit seines jugendlichen Gemüthes ein, und als er bald hierauf in dem abendlichen Hofconcerte, zum Erstaunen aller Anwesendeu, sehr geübt eine Solopartthie auf der Violine vortrug, da übernahm es die Fürstin, für das künftige Lebensglück des jungen Virtuosen zu sorgen.

Der erste Hofviolinist wurde von nun an der Lehrer seines einstigen Wohlthäters; und daß dieser gegenwärtig am kaiserlich-russischen Hoforchester zu Petersburg angestellt ist, schreibt derselbe mit dankglühender Erinnerung dem einst genossenen Unterrichte seines dankbaren Bildners zu.

Gott ist überall.

Gott ist hoch im Sternenglanz,
Und im niedern Veilchenkranz, —
Ist, wo ieder Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Ja, die Händchen falt' ich dir,
Kleiner Engel Gott ist hier!

Das Necken des Hofhahns.

Ein Hofhahn war's, so bunt und schön,
Wie man ihn selten hat gesehen,
Der trat in seinem Hühnerheer
Mit hohem Kamm so stolz einher.
Schwang er sein glänzend Flügelpaar,
So kräht' er laut und hell und klar.
Man hörte dieses Hahnes Schrei'n
Von fern, tief in den Wald hinein.

Das Thier war schon an Jahren alt,
Doch jung von Ansehn und Gestalt.
Stark war sein Schnabel, spitz sein Sporn,
Fast eisenfest obgleich von Horn.
Er zankt mit andern Hähnen sich,
Kämpft ohne Furcht und ritterlich.
Sie müssen unterliegen,
Er nur allein kann siegen.

Der kleine Karl neckt' oft den Hahn.
Die Kinder, die den Scherz ansahn,

Die haben öfters laut gelacht,
Wenn sich das Thier hat kraus gemacht,
Und wenn sich's ihm zur Rache naht',
Als wollt' es strafen mit der That.
Karl hebt den Stock, die Peitsche auf,
Und scheucht den Hahn im raschen Lauf
Zurück. Seht, seht, er flieht,
Als er sich hart bedrohet sieht!
Karl reckt' einst wieder diesen Hahn,
Daß es die andern Kinder sahn.
Mit Ingrimm fliegt er jetzt herbei,
Hackt Karln ins Angesicht. Ein Schrei
Verkündet schnell des Knaben Noth,
Und Blut färbt seine Wangen roth.
„Mein Auge!" ruft der Arme laut,
Und, als man ihm ins Auge schaut,
Da ist das unverständ'ge Kind
Auf seinem rechten Auge blind.
Und Alle, die den Knaben sahn,
Die sprachen: „Neckt nie einen Hahn!
Ein Thier ist's, das in blinder Wuth
Den Kindern großen Schaden thut."

Die wohlthätigen Kinder.

Der Vater und Versorger einer armen Familie war gestorben. Er hinterließ eine Frau und sechs unerzogene Kinder. Der Mann war ein redlicher Arbeiter im Dienste Herrn Helmrichs gewesen. Sein Taglohn war nicht so groß, daß er davon so viel ersparen konnte, daß sich die Seinen nach seinem

Tode von dem Gesammelten zu kleiden und zu ernähren im Stande waren.

Die arme Frau mit ihren Kindern klagte es Herrn Helmrich, welche Noth nun für sie eintreten würde, da der Mann fehlte, welcher das nöthige Brod schaffte. Ach, wenn Gott und gute Menschen ihr nicht beistehen, so wird es ihr und ihren Kindern übel gehen.

Die Madam Helmrich hatte der armen Frau schon Nahrungsmittel und alte Kleidung für ihre Kinder zugeschickt. Herr Helmrich wies ihr eine Wohnung in seinem Nebenhause an, ohne daß sie Miethe geben durfte. „Aber," sagte der gutthätige Mann, „wenn die Arme auch frei und ohne Bezahlung wohnt, so hat sie doch nichts in dem leeren Hause, wovon sie sich und die Ihrigen sättigen kann. Du lieber Gott, die unschuldigen Kinder haben ja nichts Böses gethan, daß sie Hunger leiden müßten! Sind sie nicht auch Menschen, wie wir? Wie würde uns seyn, wenn wir auf Stroh des Nachts liegen, hungern und frieren müßten?"

„Kinder, wie würdet Ihr trauern, wenn Ihr Euern Vater verlöret und nach seinem Tode so dürftig würdet, daß Ihr nicht einmal Brod genug hättet, um Euch zn sättigen? Das müßt Ihr Euch recht lebhaft denken."

Als der Vater das sagte, standen den Kindern Thränen in den Augen. In ihrem Herzen war eine wohlwollende Neigung erwacht, sie waren von Mitleid gerührt, aber noch wußten sie's nicht, wie sie dem Elend der Nothleidenden abhelfen wollten.

„Ja," sprach der Vater, „beistehen muß ich den Armen,

ich hab's in meinem Herzen beschlossen, dem lieben Gott hab' ich's gelobt und will treulich Wort halten. Aber meine Hülfe allein ist zu schwach, mehrere Hände müssen zugreifen. Für ein gutes, barmherziges Herz ist es ja Freude und Seligkeit, dem armen Unglücklichen, der es ohne seine Schuld geworden ist, seine schwere Bürde zu erleichtern. Es kömmt dabei nicht auf große Gaben und Geschenke an, sondern Gott sieht den frommen, liebevollen Sinn des Wohlthäters an. Wer viel geben kann, der gebe viel, wer nur wenig geben kann, der reiche es dar mit freundlichem Gemüthe."

„Liebe Kinder, was meint Ihr, ob Ihr zur Abhülfe der Noth der armen Frau und Kinder auch etwas beitragen könnt?"

„Ja," sprach der weichmüthige Heinrich, „wenn Du es erlaubst, so gebe ich der armen Frau meine ganze Sparbüchse."

„Schön, mein guter Sohn! Ihr wißt es ja, daß ich's nie verbot, wenn Ihr wohlthätig und barmherzig seyn wolltet. Und, was wollt Ihr andern Kinder thun?" — „Wir wollen auch, wie Heinrich, der armen Frau unser Geld aus der Sparbüchse geben." — „Wohlan, es sey, ich nehme Euer Geld für die arme Frau in Empfang. Das Bewußtseyn, daß auch Ihr zur Linderung ihrer Dürftigkeit beigetragen habt, sey Euer bester Lohn. Eine gute That bedarf keines Lobes, und wer es verlangt, der hat davon keinen Segen."

„Aber Kinder, bedenkt, das Geld, was Ihr gebt, wird nicht lange vorhalten. Ihr könnt mehr und Besseres für die Wittwe und die Waisen thun." — „Was denn, Väterchen?" fragte Valeska, „wir wollen es gern thun." — Aber gern und mit willigem Herzen müßt Ihr's thun, sonst verlange ich's

von Euch nicht, und es hätte dann für euch auch keinen Werth."

„Nicht wahr, alle Tage müssen die Kinder essen. Dazu gehört für ein Jahr viel. Euer Geld aus den Sparbüchsen wird nicht lange hinreichen, um Brod für sieben Menschen zu kaufen. Täglich will ich der Frau zwei Groschen geben." Ihr könnt täglich auch einen Groschen geben." — „Väterchen," fragte Antonie, „und woher sollten wir denn das Geld nehmen?"

„Kinder, das will ich euch sagen. Täglich erhält von Euch Vieren Jeder einen Dreier zu Semmel, das macht einen Groschen. Eßt Ihr nun des Morgens, statt der Semmel, Brod, so ist der Groschen für die Armen erspart, den ihr der Mutter gebt, und Einer von Euch trägt ihr das Geld alle Mittage hin. Wollt Ihr das?"

„Ja, Väterchen, das wollen wir!" riefen Alle, und wir thun es mit Freuden."

Sechs Jahre hindurch empfing die arme Frau täglich den Groschen. Manchmal aßen die vier Kinder nicht ihr Butterbrod, gaben es den Armen, die sich sehr darüber freuten.

So also wurde den Dürftigen durch die Güte der Kinder Herrn Helmrichs wohlgethan. Der Vater und die Mutter aber empfingen von ihnen den bessern Lohn, da sie sich von früher Jugend an, selbst mit Aufopferung, zum Wohlthun gewöhnten. Mitleidig, barmherzig, voll hülfreicher Liebe blieb ihr Gemüth gegen Leidende aller Art.

Das Böckchen und der Wolf.

Eine Ziege, welche auf die Weide gehen wollte, ging aus ihrem Stalle, schloß d ie Thüre hinter sich zu, ermahnte aber vorher ihr junges Böckchen nachdrücklich, dieselbe in ihrer Abwesenheit ja Niemanden zu öffnen. Ka um war aber die Ziege ungefähr zwei hundert Schritte weit von dem Stalle weg, so stellte sich der Wolf ein, klopfte an die Thüre, machte die Stimme der Ziege nach, und befahl dem Böckchen, daß es ihm aufmachen sollte. Das von der sorgfältigen Mutter unterrichtete Junge sahe aber durch einen Spalt, erblickte den Wolf und sagte zu ihm: Ich kenne Dich wohl, daher bitte ich Dich, mir doch nicht übel zu nehmen, daß ich dem Befehle meiner guten Mutter gehorche und Dir den Eintritt in den Stall versage.

Man thut nicht übel, wenn man älteren, klugen Leuten gehorsam ist, und sich ihrer Führung überläßt.

Jugendliches Schiffer-Liedchen.

Gleite, Schifflein, still und lind
Durch des Stroms zerschnitt'ne Welle!
Deine kleinen Segel schwelle
Huldgeneigt ein sanfter Wind.

Still und freundlich schaukelst du
Dich im Spiegel klarer Wogen.
Mild des Himmels blauer Bogen
Schauet deinem Spiele zu.

Du, o Schifflein, leicht und klein,
Kennst noch, nahe dem Gestade,
Auf des Friedens Silberpfade,
Nicht der Stürme wildes Dräu'n.

Uns'rer Jugend stiller Lauf,
Den zu schuldenreinen Freuden
Noch bescheid'ne Wünsche leiten,
Strahlet aus Dir, Schiffchen auf!

Nach dem Namen nur bekannt,
Sind Sie uns des Lebens Stürme.
Unser Ufer liegt im Schirme
Der geliebten Elternhand.

Blieb' es immer doch, wie heut!
Ruhig uns'rer Tage Gleiten,
Blieben stets uns deine Freuden,
Schuldenreine Jugendzeit!

Der Winter.

Auf Gottes Wort schläft die Natur,
Sie ruht sich aus, sie stärkt sich nur,
Damit sie, nach der Winternacht,
Im Frühling kräftiger erwacht.

Vom Himmel kömmt ein Flockenheer,
Als ob die Luft voll Federn wär',
Es schützt die Saat, und Gottes Hand
Legt's, einer Decke gleich, auf's Land.

Der Boden ist so glänzend weiß;
Den See, den Fluß, versteckt das Eis;
Der Reif blitzt in dem Sonnenstrahl,
Wie kleine Sternchen ohne Zahl.

Sieh in der hellen Winternacht
Zum Himmel auf, der Sterne Pracht!
Der Gott, der lauter Gutes schenkt,
Ist's auch, der sie regiert und lenkt.

Hell scheint des lieben Mondes Licht,
Das durch die Wolkenschleier bricht,
Der in der langen Winternacht
Das öde Fenster helle macht.

Hast du im Winter Kleidung, Brod,
Und fühlst du nicht des Frostes Noth:
So preise Gottes Güt' und Macht,
Die dich hat väterlich bedacht.

Und hungert, friert ein armes Kind,
Hab' Mitleid und hilf ihm geschwind.
Durch Wohlthun, das du hast geübt,
Dankst du dem Vater, der dich liebt.

Die dankbare Gräfin.

Traurig lag der arme Karl unter einem Baume und dachte seinem unglücklichen Schicksale nach. Sein Vater, ein braver Handwerksmann, war vor Kurzem gestorben und hatte seiner trauernden Gattin außer Karln noch sechs unerzogene Kinder hinterlassen. Karl sah nun wohl ein, daß er seinen sehnlichen Wunsch, auf der Schule zu bleiben und dereinst zu studiren, nicht mehr erreichen könne, weil er die Profession seines Vaters fortsetzen und seine Mutter nebst Geschwistern damit erhalten mußte. Indem er nun diesen Betrachtungen nachhing, vernahm er plötzlich ein lautes Hülfsgeschrei und sah mit Entsetzen, wie zwei scheu gewordene Pferde einen schönen Wagen, auf dem kein Kutscher saß, nach sich zogen, in welchem eine vornehm gekleidete Dame kläglich um Hülfe rief. Karl, der

sich schon frühzeitig gewöhnt hatte, in Gefahren nie den Muth zu verlieren, wurde auch diesesmal von seiner Geistesgegenwart nicht verlassen. Er sprang sogleich auf die flüchtigen Pferde zu, fiel ihnen in die Zügel, bedeckte ihre Köpfe mit seinem Hute und brachte sie, wiewohl mit großer Mühe und Gefahr zum Stehen. Nun übergab er dieselben einem Vorübergehenden, um sie zu halten, eilte an den Kutschenschlag, öffnete ihn und erkannte in der darin sitzenden Dame seine Landesherrin, die Gräfin von Barberino. Ohne Verzug schwang er sich auf den Bock des führerlosen Wagens und fuhr in den Pallast der Gräfin. Hier übergab er den Wagen nebst der Gräfin den versammelten Hofbedienten, und eilte im Bewußtseyn, eine edle That verrichtet zu haben, vergnügt nach Hause. Am folgenden Tage wurde er durch einen Läufer der Gräfin aufgefordert, zu seiner Gebieterin zu kommen. Karl folgte ihm sogleich und ward von der Gräfin mit folgenden Worten angeredet: Edler junger Mensch, du hast mir das Leben gerettet, womit kann ich dir einigermaßen vergelten, was du für mich thatest, sprich! und wenn es mein halbes Vermögen wäre, es soll dein seyn. Gerührt sank Karl zu den Füßen der Dame und sagte: Gnädigste Gräfin! was ich that, war meine Pflicht und ich würde Bedenken tragen, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen, wenn ich nicht noch eine Mutter und sechs kleine Geschwister hätte und ich daher meinen Wunsch zu studiren nicht befriedigen kann. Die Gräfin bewunderte den Edelmuth dieses Jünglings, setzte seiner Mutter einen Jahrgehalt von 1000 Gulden aus, und versprach noch überdieß für die Kinder künftig zu sorgen. Karln aber ließ sie auf ihre eigene Kosten

6*

studiren, und nachdem er seine Studien vollendet hatte und als ein geschickter Mann zurückkam, verschaffte sie ihm eine der ansehnlichsten und einträglichsten Stellen im Lande.

Morgengebet.

Gott, ich preise deine Güte
Für den Schutz in dieser Nacht,
Da mein Leib und mein Gemüthe
Von dem süßen Schlaf erwacht.
Durch dich steh' ich fröhlich auf,
Und beginne meinen Lauf.

Schenke, Herr, mir schwachem Kinde
Deinen Geist, der mich regier',
Daß mich nicht zur Schand' und Sünde
Heut' mein eigen Herz verführ'!
Gib mir Lust zu deinem Wort,
Und bewahre mich mein Hort.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Mariane war das einzige Kind armer, aber gottesfürchtiger Taglöhnerleute. Ihren Vater hatte sie schon frühzeitig verloren. Die fromme Mutter ließ es sich nun in ihrem Wittwenstande Tag und Nacht recht sauer werden, um sich und ihre Tochter ehrlich zu ernähren; vor allem erzog sie dieselbe in kindlicher Gottesfurcht; „denn," sagte sie oft zu ihr, „ich bin arm, liebes Kind, und kann dir einst Nichts hinterlassen.

Wenn du aber nur Gott fürchtest, so bist du reich genug; denn Er wird alsdann dein Vater seyn." Nachdem Mariane eilf Jahre alt war, da wurde ihre liebe Mutter krank, und und zur nämlichen Zeit brach nächtlicher Weile Feuer im Dorfe aus, welches so schnell um sich griff, daß, außer einem Paar Scheunen, im ganzen Dorfe nichts mehr gerettet werden konnte. Das kranke Weib ward in eine der gebliebenen Scheunen gebracht; aber der Schrecken und eine Verkältung thaten ihr so wehe, daß sie den Tag darauf starb.

Nun war Mariane eine wahrhaft arme, von aller Menschenhülfe verlassene Waise. Denn Niemand im Dorfe konnte oder wollte sich ihrer erbarmen. „Wir haben selber kein Obdach mehr," hieß es überall, möge dir gleichwohl Gott helfen!"

Was wollte nun das arme Mädchen anfangen? Zu betteln schämte sie sich, und arbeiten konnte sie nicht; denn sie war bisher noch immer in die Schule gegangen.

Weinend und weheklagend verließ sie also das Grab ihrer Mutter und die Brandstätte des Dorfes, und ging fort ohne zu wissen wohin?

Sie war schon einen weiten Weg gegangen, und hatte sich endlich in einem Walde verirret. Es war schon später Abend, und sie hatte noch keinen Ausweg gefunden. Traurig und voll Hunger — legte sie sich also unter einem Baume nieder, um einzuschlafen. Aber mit dem frühesten Morgen erwachte sie wieder, und ihr Elend fiel ihr nun mit seiner ganzen Schwere auf das Herz. „Ach, mein Gott!" seufte sie, „von Menschenhülfe bin ich verlassen: willst denn auch du mich verlassen?"

Innigst betrübt wandelte sie weiter, und suchte, ob sie nicht einige Beeren finden möchte, ihren quälenden Hunger damit zu stillen. Da hörte sie nicht ferne ein Thier kläglich ächzen. Sie ging der Stimme nach, und fand einen Fuchs, der mit wunden Beinen da lag, und sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Mitleidig sah sie das kranke Geschöpf an, und verband seine Wunden mit Moos und Gras, so gut sie es konnte. Das Thier schien ihr danken zu wollen, und streckte die Zunge nach ihr aus, als ob es nach Speise verlangte. Armes Thier!" sprach Mariane, „wohl kann ich deine Wunden verbinden, aber dir Speise zu verschaffen, vermag ich armes Mädchen nicht; denn ach! in dieser Wildniß werde ich wohl selber verschmachten müssen vor Hunger!!"

Kaum hatte sie also gesprochen, da flog ein Geier vorüber; der ließ ein geraubtes Lämmchen aus seinen Klauen gerade vor das kranke Thier herniederfallen. — In stummer Betrachtung sah Mariane dem armeu Geschöpfe zu, wie es die erwünschte Nahrung so begierig aufzehrte. Auf einmal empfand sie leisen Trost in ihrer gedrängten Seele. „Du lieber Gott!" sprach sie, „nein, du kannst auch mich nicht zu Grunde gehen lassen, da du dies arme Thier so väterlich ernährest." Und nun fiel ihr auch das Lied ein, welches ihre Mutter in traurigen Stunden so oft gesungen hatte. Sie warf sich auf ihre Kniee nieder, und sang es nun auch mit anmuthsvollem Gemüthe:

„Sieh, die Vög'l in den Lüften,
Sieh, das Wild in Felsenklüften,
Fisch im Wasser, Thier im Wald
Finden Speis' und Unterhalt.
Sollte denn der Mensch allein
Von seinem Gott verlassen seyn?"

Nachdem sie das Lied geendet hatte, erblickte sie zuerst einen Hund, dann einen Jäger nebst einem vornehmen Herrn, welche die Spur des Thieres in die Nähe geführt hatte. Mariane erschrack, als sie dieselben erblickte. Der vornehme Herr aber nahete sich ihr liebreich, und fragte sie, was sie hier mache, und was für ein schönes Lied sie denn gesungen hätte?

Mariane erzählte ihm nun mit weinenden Augen ihr trauriges Schicksal, und bat ihn, sich ihrer zu erbarmen. Der vornehme Herr, welcher ein Edelmann aus der Nachbarschaft, und von edlem Gemüthe war, wurde durch die Erzählung innigst gerührt, und er reichte ihr aus der Jagdtasche zu essen hervor, und nahm sie hernach mit sich auf sein Schloß zurück. Hier ließ er sie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten, und sorgte für sie mit väterlicher Liebe sein Leben lang. Und so ward es auch an Marianen wahr:

„Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut.“

Was Gott gefällt?

Was Gott gefällt, mein Gottes Kind,
Gefalle dir, ob Sturm und Wind
Auch tobt, daß Alles kracht und bricht,
Verzage nicht, denn es geschieht, was Gott gefällt!

Der beste Will' ist Gottes Will'
In diesem ruht sich's sanft und still,
Ergib dich immer frisch darein,
Begehre nichts als nur allein, was Gott gefällt!

Die wiedervergoltene Großmuth.

Die Einwohner der Seestädte in der Türkei finden ein großes Vergnügen darin, am Meeresufer zu lustwandeln und die Ankunft und Abfahrt der Schiffe zu betrachten. So gingen auch einst zwei junge und reiche Türken zu Smirna in Kleinasien, Namens Mehemet und Hassan, am Gestade spazieren, als eben ein Schiff landete, aus welchem nebst vielen andern Personen auch ein junger Sklave mit betrübter Miene stieg und seinem Herrn nachfolgen wollte. Gerührt von der Jugend und dem guten Ansehen des Jünglings befragten ihn die beiden Türken um seinen Namen, sein Vaterland und wie er in die Sklaverei gerathen sey? Ach! erwiederte jener mit traurigen Mienen, ich heiße Benedetto, bin der Sohn eines Schiffskapitains aus Venedig, wurde auf einer Reise nach Morea von einem Corsaren

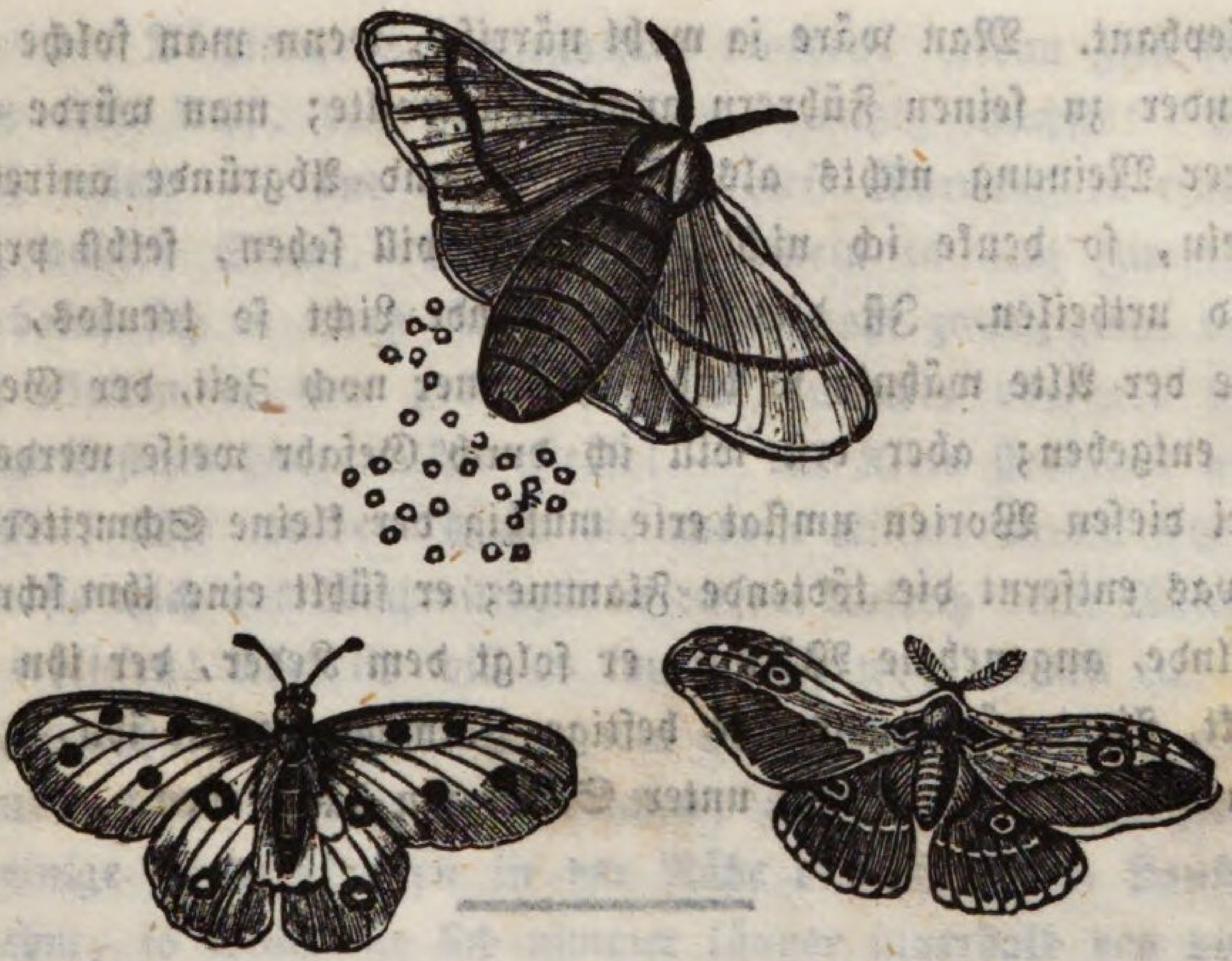
gefangen und als Sklave hieher gebracht. O mein guter Vater, o meine arme Mutter, ich werde euch nicht mehr wieder sehen! Mehemet und Hassan, edelmüthig von Natur, wurden von der unglücklichen Lage des Jünglings zum innigsten Mitleid bewegt und faßten nach einer kurzen Ueberlegung den Entschluß, ihn loszukaufen. Sie gingen daher sogleich zu dem Herrn des Sklaven, bezahlten demselben die nicht unbeträchtliche Summe, welche er für ihn forderte, und kündigten hierauf dem jungen Menschen an, daß er von diesem Augenblick an frei sey und wieder in sein Vaterland zurückreisen könne. Damit hatte aber ihre Großmuth noch keine Gränzen, sondern sie beschenkten ihn mit einem ansehnlichen Reisegeld, übergaben ihn dem Kapitain eines vor Anker liegenden nach Venedig bestimmten Schiffes und entließen ihn mit den besten Wünschen für sein Wohlergehen. Entzückt und durchdrungen von den Empfindungen der gränzenlosesten Dankbarkeit fiel Benedetto seinen Befreiern zu Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küssen und mit Thränen der innigsten Rührung und Dankbarkeit, und unter den heißesten Segenswünschen für seine Wohlthäter bestieg er das Schiff, welches ihn nach Europa überbringen sollte. Glücklich im Bewußtseyn einer edlen That sahen Mehemet und Hassan dem Fahrzeug noch in der Ferne nach und dachten gewiß nicht daran, daß ihnen in Kurzem diese Großmuth so reichlich vergolten würde. Und doch hatte das Schicksal es also beschlossen. Denn wenig Jahre nach dieser Begebenheit brach zwischen dem türkischen Kaiser und der Republik Venedig ein Krieg aus. Mehemet und Hassan, welche als Offiziere auf der türkischen Flotte dienten, und sich auf einem Schiffe befanden, welches in einer blutigen Seeschlacht, nach heftigem Wider-

stande, von einem venezianischen erobert wurde, geriethen mit der noch übrigen Mannschaft in die feindliche Gefangenschaft. Erbittert über den wüthendeu Widerstand der Türken, hatte das venezianische Schiffsvolk, wider den Befehl des Kapitains, den größten Theil der Gefangenen niedergehauen, und schon war die Reihe auch an Mehemet und Hassan gekommen, als Benedetto, der Sohn des Kapitains, sie plötzlich erblickte, in ihnen seine großmüthigen Befreier erkannte, sich zwischen sie und die ergrimmten Seesoldaten stürzte und sie der drohenden Gefahr entriß. Er stellte sie hierauf seinem Vater als seine Wohlthäter vor, und dieser, entzückt über den glücklichen Zufall, der ihm die Freude gewährte, seine Dankbarkeit bezeigen zu könneu, umarmte die beiden Muselmänner, beschenke sie reichlich und verschaffte ihnen bald darauf Gelegenheit, sicher in ihr Vaterland zurückzukehren.

Elternliebe.

Welch' eine große Gabe
Ist's, daß ich Eltern habe,
Die gern vom frühen Morgen
Bis Abends für mich sorgen!
Die mich viel Gutes lehren,
Mich kleiden, mich ernähren,
Stets an mein Bestes denken,
Mir ihre Liebe schenken!

Was kann ich ihnen geben?
Nichts, nichts, als mich bestreben,
Sie wieder, diese Treuen,
Durch Liebe zu erfreuen!



Der Schmetterling.

„Fliehe mein Kind diese mörderische Flamme;“ sprach eines Tages ein alter Schmetterling zu einem jüngern. Ich selbst habe schon einige Male meine Flügel verbrannt, und war in Gefahr, durch dieselben mein Leben zu verlieren; fliehe dieses Licht sorgfältig, damit Reue dich nicht quäle, wenn alle Hülfe zu spät ist.“ Der junge Schmetterling versprach dem Rathe des alten zu folgen. „Aber doch,“ sagte er bei sich selbst, „warum befiehlt er mir, dieses Licht zu scheuen und zu meiden? wie es doch glänzt, wie es so schön, so allerliebst ist! kann dieses Licht wohl böse, wohl gefährlich seyn? Die Alten sind gar zu furchtsame Gecken; ein Zwerg scheint ihnen ein Riese, und eine kleine Mücke ist in ihren Augen schon ein

Elephant. Man wäre ja wohl närrisch, wenn man solche alte Kinder zu seinen Führern annehmen wollte; man würde nach ihrer Meinung nichts als Gefahren und Abgründe antreffen. Nein, so denke ich nicht; ich selbst will sehen, selbst prüfen und urtheilen. Ist dieses schimmernde Licht so treulos, als wie der Alte wähnt, so habe ich immer noch Zeit, der Gefahr zu entgehen; aber erst will ich durch Gefahr weise werden." Bei diesen Worten umflat erte muthig der kleine Schmetterling etwas entfernt die tödtende Flamme; er fühlt eine ihm schmeichelnde, angenehme Wärme; er folgt dem Köder, der ihn anlockt, fliegt näher, und die heftige Flamme ergreift ihn, zehrt ihn auf, und raubt ihm unter Schmerzen das Leben.

Das stolze Gretchen.

Kann dich, o Kind, ein schönes Kleid
Zu eitlem Sinne leiten,
So werden billig and're Leut'
Dir dieses übel deuten,
Und wirst du endlich sogar ausgelacht,
So denke: dahin hat's mein Stolz gebracht.

Die schöne Sonne des ersten Maientages war aufgegangen, und Gretchen feierte heute ihren zwölften Geburtstag. Das liebste Geschenk, was sie aus der Hand ihrer gütigen Mutter erhalten konnte, war wohl ein nagelneues, blendendweißes Kleid mit schön geringelten Falten. So eben hatte sie es ihren Hüften zurecht gemacht, und ein gar hübsches, rosenrothes Band war früher schon von der Mutter in das blonde

Haar des Töchterchens eingeflochten worden. „Nun gieb fein heute recht Acht, daß du dich nicht schmutzig machst!“ So sprach erstere — und letztere nahm diese Warnung in einem ganz andern Sinne. Sie war jetzt allein in dem Zimmer, und besah sich in ihrem schönen Anzuge wohl zwanzigmal von allen Seiten in dem großen Spiegel, welcher oberhalb des Schrankkastens hing. „Allerliebst! — das Kleid steht wie angegossen! Wie werden heute die andern Kinder darein sehen, wenn sie mich des Nachmittags in diesem Aufputz beim Maienfeste erblicken! Aber ich will es ihnen auch wohl fühlen lassen, daß ich mich so betragen kann, wie es mir meine Mutter eingebunden hat.“ So dachte Gretchen, und weil sie bald hierauf einige Kinderstimmen in der Nähe des elterlichen Hauses vernahm, so konnte sie sich nimmer länger innerhalb den vier Wänden ihres Zimmers zurückhalten, sondern trat mit ernst abgemessenen Schritten an die Hausthüre, um sich jedem, der vorüberging, in der ausgebreiteten Herrlichkeit ihres festlichen Aufzuges zu zeigen. Es stand nicht lange an, so näherte sich Malchen, ihre bisherige Mitschülerin und Jugendgespielin. „Ei! wie schön du heute herausgeputzt bist!“ begann im herzlichen Tone des sichtbaren Staunens das Mädchen, und streckte ihre Händchen nach Gretchens weißem Gewande aus, gleich möchte sie damit die Feinheit des Perkals untersuchen. „Einen Schritt vom Leibe — fiel gebieterisch Gretchen der schlichter gekleideten Jugendgespielin ins Wort — du möchtest sonst mein neues Kleid beschmutzen, das, wie du dich schon aus der Ferne überzeugen kannst, meiner Frau Mutter wohl manchen schönen, blanken Thaler gekostet hat.“

Malchen fühlte das Wegwerfende und Herzlose dieses stolzen Lippentones, und zog sich stillschweigend in ein Gäßchen zurück, welches nach der Wohnung ihrer Eltern führte. Ein sichtbarer Unmuth lag auf dem Antlitze der Kleinen, und einige Nachbarskinder, die ihr begegneten, holten sie um die Ursache ihrer trüben Gesichtsmiene aus. Malchen fühlte ihr kleines Herz erleichtert, als sie den anwesenden Jugendgespielen die spröde Behandlungsweise auseinandersetzte, womit sie von dem schönaufgeputzten Gretchen so eben empfaugen worden wäre. Die gerechte Klage des Mädchens ward nicht als gleichgültig aufgenommen. Man ward einig, die hübsch ausstaffirte Sultannin zu begucken, und es ihr auf eine gewisse Art fühlen zu lassen, daß sie Unrecht habe, auf ihren schönen Aufputz sich etwas einzubilden. Die Kinder zogen bis auf einige Schritte den Stufen der Hausthüre nahe, vor welcher unser sprödes Gretchen stand, und mit einer gar innigen Selbstbehaglichkeit auf die Angekommenen herabzublicken anhub. Die eitle Schöne glaubte anfangs nicht anders, als daß alle in der Absicht herangekommen wären, ihren schönen Anzug anzustaunen. Aber — wie wurde sie bald zu ihrer nicht unverdienten Demüthigung eines Andern überführt, als ein Knabe auf einmal anfing, die bekannte Fabel von dem stolzen Pfau laut herzusprechen, worauf ein lautes Gekicher im Kreise der sämmtlichen Kinder sich hören ließ. Gretchen fand sich gar empfindlich getroffen, und schlüpfte mit hochrothen Wangen in die elterliche Behausung zurück. Die hellen Thränen der Schaam und eines gewissen Zorns standen in ihren Augen, als der Vater zum Zimmer hereintrat, und sie um die Ursache ihres ungewöhnlichen Trübsinns ausholte. Gretchen klagte ihm den

erlittenen Auftritt. Der scharfsinnige Vater schien sich aber hiemit noch gar nicht zufrieden stellen zu wollen; er forschte weiter — strenge nach, und die Tochter, die noch ein aufrichtiges Herz besaß, gestand nun die Art und Weise, wie sie vor einem Viertelstündchen sich gegen Malchen betragen, und was allenfalls den Anlaß zu dem so eben erlittenen spöttischen Auftritte gegeben habe.

„Du hast diese Demüthigung durch deinen eitlen Sinn auf schöne Kleider, und durch deinen dadurch angefachten Stolz gegen andre dir selbst zugezogen, und du kannst in meinen Augen, so wie in jenen deiner Jugendgespielen, dich nun auf keine andre Weise von den Vorwürfen der Hoffart und des Stolzes reinigen, als daß du sogleich deinem Malchen das wegwerfende Verfahren, welches du dir gegen sie erlaubt hast, abbittest und künftighin ein so bescheidenes, zuvorkommendes Betragen gegen andere dir beizulegen suchst, daß alle deine Gespielen und Gespielinnen klar einsehen, du seyst aus dem stolzen Gretchen das demüthige geworden.

Gretchen folgte der weisen Anleitung des Vaters, und sie ward nun von Jung und Alt so sehr geachtet und geliebt, als man zuvor sie bespöttelt und ausgelacht hatte.

Eine Sünde ist der andern Mutter.

In der Gemeinde Bonstetten im Canton Zürich befand sich ein armer Knabe von 10 Jahren, der sich wahrscheinlich frühe

ans Betteln und Nichtsthun gewöhnt hatte, aber von treuen Vorstehern der Gemeinde aus diesem, den Menschen tief herabwürdigenden Zustande entrissen und bei einem Bauern untergebracht wurde, damit er christlich erzogen werden und irgend etwas Nützliches erlernen könnte. Anstatt nun dieser Knabe Gott auf den Knieen hätte danken sollen, daß Er sich seiner erbarmt und ihn so liebevoll versorgt habe, und er sich nun aus allen Kräften hätte bemühen sollen diesen Dank durch Arbeitsamkeit, Fleiß und Gehorsam gegen seine Pflege-Eltern auszudrücken, war ihm doch das Nichtsthun, das für einen gesunden Menschen eine große Sünde ist, lieber. Aber hört, wie diese dem Anschein nach geringe Sünde die Mutter einer andern ward.

Als er einmal auch seine ihm aufgegebene Tagesarbeit, welche im Seidenwinden bestand, versäumt hatte, entstand doch in ihm das Bewußtseyn unrecht gethan zu haben, und er fürchtete sich vor der Strafe seiner Pflegemutter, wenn sie nach Hause komme. Da wurde die gräßliche Sünde erzeugt. Ei, dachte er, wenn jetzt ein Feuerlärmen entstünde, so würde über den Schrecken, und über die drohende Gefahr die Pflegemutter vergessen, ihm die gedrohten Ruthenstreiche zu geben. Gedacht, gethan. Er eilt in die Küche, holt Feuer vom Heerde und trägt's in das Stroh in der Scheune; bald loderte das Feuer hoch auf und beraubte mehrere Familien ihrer Wohnungen und aller ihrer Habe.

Kinder vergeßt es nicht: Müßiggang ist aller Laster Anfang, und eine Sünde gebiert die andere; der Sünde aber folgt Strafe und Verderben.

Das Harfenspiel.

Ach wolltest du doch nichts,
Als nur was Gott gefiel,
Du wärst in seiner Hand
Ein lieblich Harfenspiel.

Abendgebet.

Treuer Hirte deiner Schafe,
Wächter in der finstren Nacht,
Decke mich in meinem Schlafe,
Habe gnädig auf mich Acht!

Dein allmächt'ger Schutz umschließe
Alles, was mir angehört;
Alle Furcht in Nichts zerfließe,
Die des Schlummers Segen stört.

Laß an unser Bette schreiben:
Gottes Kinder schlafen hier,
Und Gott wird bei ihnen bleiben!
O dann schlafen ruhig wir!

Die Geschwisterliebe.

Schöne Glut verwandter Triebe!
Trauliche Geschwisterliebe!
Durch dein helfendes Bestreben
Bist du Stab dem schwanken Leben.
Alles theilst du willig mit,
Und der Freude Flämmlein glüht
Dir im Auge, kannst du denen,
Die dich „Bruder — Schwester — nennen,
Alles geben, sie erfreuen,
Rettung ihrem Pfade streuen.

Des neid- und trugumstrickten Hoflebens müde, zog Baron v. K** sich auf ein stilles Landgütchen zurück, welches am Ufer eines breiten Weihers, gegen Norden und Westen von einem grünen Tannenwald umlehnt, 3 Stunden von der tumultvollen Residenzstadt entfernt lag. Befreit hier zu bleiben von dem gespannten Ceremoniel der Höflinge, von dem geschraubten Konversationstone der Städter, hoffte der ländliche Freiherr; aber schon in den ersten Wochen seiner geräuschlosen Zurückgezogenheit mußte er sich des unangenehmen Gegentheils überzeugen. Sein Landgütchen lag der volkreichen Hauptstadt des Landes zu nahe, als daß nicht fast wochentlich ein halbes Dutzend erbsüchtiger Anverwandten und hungriger Tellerlecker

es der Mühe werth gehalten hätte, in eigenen oder gedungenen Karossen aus den weiten Thoren der pallästerreichen Herrscherstadt einen Ausflug nach dem niedlichen Landgute unsers Baron vorzunehmen, und demselben sonach im eigentlichsten Sinn als ungeladene Gäste sich aufzudringen. Da regnete es fast unaufhörlich Komplimente und Handküsse; da gab es in einer Woche, der Kratzfüße so viel, als man Ziegelsteine auf dem Dachgiebel des grünbestrichenen Schlößchens zählen konnte, und die Kamine desselben waren von einem immerwährenden Rauch umzogen, weil man in der Küche zu sieden und zu braten gar nicht aufhören durfte, wenn man nach und nach Alle die sättigen wollte, welche mit hungerigem Magen einer Mittags- oder Abendtafel entgegenharrten. „Ich bin aus dem Regen unter die Traufe gekommen; aber ich will bald ein trockenes Plätzchen finden, wo ich meine Mittag- und Abendsuppe in Ruhe verzehren kann.“ So sprach unser Herr v. K**, und, eh' man sich's versah, ließ er das Nöthigste einpacken, stieg in die Reisekalesche ein, und fort ging's, wie auf den Flügeln des Winds, der 40 Meilen von dem heimlich verkauften Schlößchen entlegenen Schweiz zu.

In dem Kanton Appenzell angekommen, fand Herr v. K** am Ufer eines kleinen See's eine reizende Thalgegend, und hier sich einzusiedeln, ward sein fester Entschluß. Der Kauf des Thalgrundes ging stracks vor sich, und schon nach einem halben Jahre stand nicht ferne von dem ruhig flutenden Seestrome ein niedliches Landhaus nebst einem ringsum eingepfahlten Gärtchen da, deren Anlagen von dem geläuterten Geschmacke und von der prunklosen Bescheidenheit ihres Erbauers zeugten. Dieser suchte

nun des irdischen Lebens schönstes Glück, eine keusche, treue, gebildete Hausfrau, und fand sie schon nach wenigen Mondenwechseln in der erstgebornen Tochter eines thätigen Fabrikanten in der Stadt S. Gallen.

Was der fromme Psalmist der israelitischen Vorwelt mit nachfolgenden Versen in das Leben eines tugendhaften Ehemanns einzuwinden sucht:

Wie seines Hauses Weinstock wird
Sein Weib ihm Früchte reichen,
Von Kindern ist sein Tisch geziert,
Die den Oelzweigen gleichen.

Dieser schöne häusliche Segen rankte sich auch in einem lieblichen Kinderkleeblatt um den stillen Lebensraum unsers Herrn v. K**. Dem Taufnamen nach nannte er sich Peter, und seine Gattin hieß Pauline. Peter, Pauline und Paul — so hießen nun auch die drei Pfänder ihrer keuschen, gesegneten Liebe, die, gleich anmuthig duftenden Blumenknospen im nahen heimischen Garten, von Tag zu Tag schöner und hoffnungsvoller aufzublühen anhuben. Da die drei Kinder im Alter nicht weit von einander verschieden waren, so hatten sie, von den frühesten Tagen ihres Lebens an, Alles miteinander gemein. Gemeinschaftlich waren ihre Spiele, wie ihre Lehrstunden, und zu beiden eilten sie mit gleicher Lust und gleichem Eifer. In dem Hause ihrer Eltern ging es sehr regelmäßig und still zu. Der Vater war ein Muster der Pünktlichkeit und Ordnung in allen seinen Geschäften, so wie der Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit in seinem ganzen Leben. Die Mutter war das Bild der Sanftmuth, Güte und Häuslichkeit.

Im Hause hörte man kein Scheltwort und eben so wenig lautes Getöse. Eine natürliche Eintracht, ein ungezwungener Zusammenklang schien Alles zu ordnen und zu beleben. Jedermann war daher gern in diesem Hause, um sich an dem darin herrschenden Glücke zu erfreuen.

Hieraus zog sich die erfreuliche Folge ab, daß alle diese Tugenden auch bald auf die Kinder übergingen. Wohlgesittetere Kinder, als Peter, Pauline und Paul, gab es in dem ganzen Cantone nicht. Sie waren Muster des stillen und pünktlichen Gehorsams gegen die Befehle und Aufträge ihrer Eltern, sie zeigten sich zuvorkommend und höflich gegen Jedermann, grüßten bescheiden die Vorübergehenden, denen sie begegneten, und zeichneten sich durch die reinste und beharrlichste Geschwisterliebe aus.

Nie gab es unter ihnen Zwist und Hader, nie trachtete der Eine nach dem, was der Andere empfangen hatte, oder war unzufrieden und neidisch, sondern freute sich so aufrichtig, als wenn es ihm selbst zu Theil geworden wäre. Nur darin wetteiferten sie miteinander, wer die Gebote des Vaters schneller ausführen, oder den Wink der Mutter besser befolgen möchte. Hatte Peter den Auftrag bekommen, für seinen Vater aus irgend einem Buche etwas abzuschreiben, so las ihm Pauline die Stelle vor, und der kleine Paul um ja auch etwas beizutragen, schnitt, ordnete und heftete das Papier. Sollte Pauline dagegen nach dem von der Mutter erhaltenen Winke eine Partie Garn aufwickeln, so hielt ihr ein Bruder nach dem andern dasselbe abwechslungsweise. Gingen sie alle drei miteinander spazieren, so gingen sie gewöhnlich Hand in Hand,

und ein schneeweißes Lämmchen begleitete sie, als das Sinnbild der Sanftmuth und Freundlichkeit, womit ihre Herzen erfüllt waren.

Diese schöne, preiswürdige Geschwisterliebe, welche ihnen angeboren und durch die verständige Erziehung der guten Eltern genährt und erhalten worden war, gewann noch mehr Befestigung durch ein Unglück dräuendes Ereigniß, in welchem die Hilfe des Einen der Rettungsstab des Andern ward.

Peter war 14 — Pauline 12 und Paul 11 Jahre alt geworden. Des Winters dichte Flockenhülle lastete noch, obschon bereits der Monat März sich zu Ende neigte, auf den riesigen Gebirgsketten des Cantons; erfahrene Gebirgsbewohner befürchteten jedoch im heurigen Jahre weniger, als jemals, einen zu schnell und gefahrvoll abgehenden Schnee- und Wasser-Zusammenfluß; weil, wie sie meinten, der laue Hauch der Frühlingslnft allmählich wirken und die Kruste der Schneeasten sich nach und nach ablösen würde. Herr und Frau von K** verließen sich zweifelsohne zu sehr auf diese Vorhersagung, indem sie dem Rufe einer fast unaufschieblichen Reise nach St. Gallen folgten, wo die Mutter der Frau von K** lan einer gefährlichen Krankheit darnieder lag. Die Aufsicht über die zurückbleibenden Kinder und über das ganze Anwesen ward dem klugen Gärtner Alfred übergeben, der überdieß auch noch das Geschäft der Küche erhieit. Die guten Eltern waren kaum 24 Stunden von dem stillen heimischen Thalgrunde entfernt, als auf einmal eine äußerst laue Frühlingsluft eintrat, welche der Vorbote eines anhaltenden Landregens ward. „Wenn das Regenwetter noch einige Tage fortwährt, dann

dürft' es ein so ziemliches Wasser geben, und wir auf unser Häuschen eingeschränkt werden;" — so meinte Alfred, und machte sich nach dem Cantons-Vororte*), Appenzell auf den Weg, um von dorther die nöthigsten Lebensbedürfnisse, wenigstens auf eine Woche, zu holen. „Ihr Kinder!" warnte der abgehende Greis — ich bitt' euch um Alles — geht mir nur nicht ins Freie, und haltet euch, wenn ein Wasserschwall kommen sollte, im obern Zimmer auf, wo ohnehin eure Schlafstätte ist. So hoch ist das Wasser, wie ihr selbst wißt, noch nicht gestiegen, und dort seyd ihr außer aller Gefahr. Indessen bin ich längstens binnen 4 Stunden wieder bei euch."

Die Kinder versprachen zu thun, was ihnen der scheidende Alfred vorgetragen hatte. Doch schon waren nicht nur 4, sondern bereits volle 12 Stunden verflossen, und Alfred blieb noch immer aus. Der Seestrom war indessen durch den Zufluß der Waldbäche so angeschwollen, daß er aus seinem Rinnsaale trat, und das ganze kleine Thal mit seinen trüben Gewässern überfüllte. Der Regen, statt nachzulassen, klatschte heftiger, wie zuvor, und als der Abend eintrat, da reichte die Wasserfluth bereits schon in der Hausflur, bis zur sechsten Treppenstiege. Die armen Kleinen waren nun abgeschnitten von den nährenden Lebensmitteln des Speichers und der Küche; doch sie hofften Alfreds Zurückkunft mit jeder Minute, und horchten daher sehnsüchtig dem Geklatsche eines rudernden Kahnes entgegen. Je länger sie, und zwar stets vergebens, hofften und

*) So wird in der Schweiz die Stadt, das Städtchen oder der Flecken genennt, wo der Landamann oder der erste Gerichtsvorstand im Canton seinen Wohnsitz hat.

horchten, um desto höher stieg ihre Bangigkeit, und desto mehr wuchs ihre Furcht. So trat allgemach die dunkelste Nacht mit allen ihren gefahrdräuenden Schrecknissen ein. Der 14jährige Peter nahm es nun über sich, seine kleineren Geschwisterte, wo möglichst, zu trösten und zu beruhigen. „Ihr legt euch beide ruhig schlafen,“ sprach er, „und ich wache; ausziehen aber wollen wir uns nicht; denn wenn es mir dem Gewässer da draußen zu gefährlich werden sollte, und Alfred heute Nacht nicht kömmt, dann schieß ich meine Flinte los, damit man uns mit einem Nachen von dem Gebirg herab zu Hülfe kömmt.“

Pauline und Paul folgten dem Rathe des erwachsnern Bruders, und gaben sich nach einem andächtig verrichteten Abendgebete, dem Bedürfnisse des Schlummers hin. Paul rückte einen hohen Schrankkasten zum Mittelfenster, setzte die Nachtlampe darauf, rückte einen Sessel heran, und nahm hierauf Platz, die Flinte hart vor sich hinlehnend.

Der tiefbesorgte Jüngling versäumte es nicht, öfters hinauszublicken und zu horchen in das fluthende Wassermeer — aber des Auges angestrengtester Blick vermochte auch nicht das Mindeste von einer stattgefundenen Zu- oder Abnahme desselben im pechschwarzen Dunkel der wolkenumthürmten Nacht auszuscheiden. Die zum Fenster hinausgestreckte Hand sammelte jedoch die tröstende Ueberzeugung ein, daß der Regen nur mehr in dünnen Tropfen niedersäusle, woraus Peter auf den Fall des Wassers schloß.

(Der Beschluß in der achten Lieferung.)

Der Hund.

Die Hunde werden blind geboren und öffnen erst in 9 bis 12 Tagen nach der Geburt ihre Augen. Sie sind nicht bloß fleischfressende Thiere, sondern nähren sich auch van Pflanzenstoffen.

An Bildungsfähigkeit wird der Hund, welcher dem Menschen als Begleiter, Beschützer und Wächter dient und ihm wohl auch beim Hüten und Treiben des Viehes, dann auf der Jagd wesentliche Dienste leistet, nur von dem Elephanten übertroffen. — Ihm pflanzte die Natur eine unbezwingliche Neigung ein, immer um den Menschen zu seyn, welche natürliche Anhänglichkeit ihn Alles thun lehrt, seine Liebe zu erhalten, seinen Willen nach dem seines Gebieters zu richten.

Im nördlichen Asien wird der Hund als Zugvieh verwendet, namentlich zur Bespannung der Schlitten. — Auch als Schlachtvieh ist der Hund ein sehr nützliches Thier. Das wissen die Südsee-Insulaner am Besten.

Die vorzüglichsten Eigenschaften des Hundes sind Dankbarkeit und Treue. Auch ist er im Besitze eines trefflichen Gedächtnisses. — Ja dankbar, sehr dankbar ist der Hund. Unvergeßlich sind ihm empfangene Wohlthaten und immer bleibt er dem, der sie ihm zufließen läßt, freundlich zugethan. Seine Treue und Beständigkeit sind unverbrüchlich, gleichviel, ob er einem Reichen oder einem Armen diene.

Auf der Jagd leistet der Hund die wichtigsten Dienste. Ohne seinen Beistand würde der Mensch oft gar wenig ausrichten. — Auch ist kein Thier zur Wache so brauchbar, als der Hund, den man immer bereit findet, Leib und Leben für seinen Herrn zu wagen.

Ein Metzger ging einmal mit 2 Hunden über Land, um Vieh einzukaufen. Auf der Straße bat ihn ein Bettler um Allmosen. Der Metzger wandte sich um, ein kleines Geldstück aus der Tasche zu holen. Während der Zeit schlug ihn der

vermeinte Bettler von rückwärts auf den Kopf, daß er niederstürzte und liegen blieb. Wüthend sprangen nun die beiden Hunde auf den Straßenräuber los und schleppten ihn in einen nahen Sumpf; dann sprangen sie zu ihrem Herrn zurück und leckten ihn so lange, bis er aus seiner Ohnmacht erwachte. Sich etwas erholt, stand er auf, nahm sein Geld wieder zu sich und wollte weiter gehen. In demselben Augenblicke vernahm er ein entsetzliches Jammergeschrei. Er ging mitleidsvoll dem Laute nach und fand in dem Sumpfe den Straßenräuber, umringt von seinen Hunden, welche abermals sich mit dem Kerl herumzerrten und ihn zu zerreißen drohten. Doch der edle Mann rettete seinen Mörder aus den Zähnen der Hunde.

Das kranke, in Gottes weise Anordnungen ergebene Kind.

Himmelvater! selbst in Leiden
  Falt' ich zu Dir meine Hand,
Hiefür dankbar, wie für Freuden,
  Die Du früher mir gesandt;
Denn auch Leiden sind Geschenke
Deiner Hand; wobei ich denke
  Mit vertrauensvollem Muth:
  Alles, was Du giebst, ist gut.

Und ich habe sie verschuldet
  Diese Leiden, diesen Schmerz,
Den mein kranker Körper duldet,
  Dieses sagt mein reuig Herz.

Gieb mir Starkmuth, sie zu tragen,
Vater! o, ich will nicht klagen:
Nein, ich küsse Deine Ruth',
Sprechend: Was du giebst ist gut.

Führet zu des Todes Ziele
Mich der Schmerz auflösend hin;
„Es gescheh' Dein heil'ger Wille!" —
Sprech' ich mit gefaßtem Sinn.
Tröste jene, die mich lieben,
Sich um meinen Tod betrüben,
Daß auch sie mit ruh'gem Muth
Sprechen: „Was Du thu'st, ist gut

Dieses Leben wird verblühen,
Doch ein schöner's keimet mir;
Fröhlich kann ich von hier ziehen;
Denn ich ziehe ja zu Dir.
Es erstrahlt an Deinem Throne
Mir des Himmels ew'ge Wonne,
Jubeln wird mein sel'ger Muth:
Vater, was Du gieb'st, ist gut.

Ist es Dein erhab'ner Wille,
Daß zum fernern Pilgerlauf
Dieses Lebens meine Hülle
Sich genesend richte auf;
O, dann stärke meine Jugend,
Schmücke sie mit steter Tugend,
Daß ich stets mit frohem Muth
Spreche: Was Du thust ist gut.

Dankbarkeit gegen den Lehrer.

In dem Dorfe K. lebte ein sehr wackerer Lehrer, der obgleich seine Schüler größtentheils überaus dumm und faul waren, dennoch ungemein viel Geduld mit ihnen hatte und eine Sache, die sie bei mehr Aufmerksamkeit wohl auf einmal hätten merken können, ihnen zehnmal wiederholte, ohne zu zürnen. — Es war nun natürlich, daß der Lehrer solche Kinder, die sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit auszeichneten, am meisten liebte und sich mit ihnen mehr als mit den andern beschäftigte. Ein solcher Schüler war Julius Schäfer ein armer Knabe, der aber seinem guten Lehrer ungemein zugethan war und ihn herzlich liebte. Der Lehrer gab ihm auch nützliche Bücher, mit welchen er seine Freistunden ausfüllte, nnd so kam nun nach und nach die Zeit herbei, daß Schäfer die Schule verließ. Ein Verwandter in einer benachbarten Stadt nahm ihn als Lehrjungen in seine Schnittwaarenhandlung auf. Von dort schrieb er zuweilen Briefe an seinen Lehrer voll Dankes und Liebe. Die Lehrjahre verstrichen und der Jüngling reiste hinaus in die Welt, sein Glück zu suchen, unter Arbeiten und Gefahren. Er ging nach Amerika; aber nicht in der thörichten Meinung, daß es dort Geld regne, sondern in der Ueberzeugung, daß man überall nur durch Verstand, Glück, Kenntnisse und Arbeit etwas verdienen kann. Da er ein fertiger Schreiber und guter Rechner war, erhielt er bald eine Stelle als Buchhalter mit einem bedeutenden Gehalte, von welchem er Kaffee, Zucker, Indigo ꝛc. kaufte und bald sehr reich wurde. Seine Eltern vergaß er nie, und schickte ihnen reichliche Unterstützung. Er hatte die Tochter eines reichen Kaufmanns

geheirathet, der bald darauf starb. Und nun konnte er die Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande, nach dem theuren Geburtsorte nicht länger mehr unterdrücken. Er machte glücklich die Seereise, kaufte sich in Hamburg einen schönen Reisewagen und kam mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen in seinem Geburtsorte an. Wie glücklich sich nun die ganze, wieder vereinigte Familie fühlte, wie viel sie sich zu fragen, zu erzählen, zu vertrauen hatte, läßt sich leichter denken als beschreiben. Er hatte seinen Eltern einen bedeutenden Jahrgehalt ausgesetzt und es herrschte sichtbarer Wohlstand im Hause. Jetzt kam auch die Reihe an seine Freunde. Als den ersten betrachtete er seinen ehemaligen Lehrer. Er nahm seine beiden Söhne an die Hand und ging noch am ersten Tage zu demselben. Zwanzig Jahre waren verflossen, seitdem sie sich einander nicht gesehen hatten. Schäfer war zum Manne, der Lehrer zum Greise geworden; kaum daß sie sich wieder erkannten. Schäfer erinnerte sich aber alles dessen, was er in seiner frühesten Jugend in der bekannten Schulstube getrieben hatte aufs lebhafteste. Er bemerkte aber auch mit großer Theilnahme, daß es dem alten Lehrer noch nicht besser ging, als in früherer Zeit. Gerührt ergriff er seine Hand und sagte: Guter, theurer Mann, Sie waren mein erster und treuester Freund, gönnen Sie mir die Freude Ihnen ein sorgenfreies Alter zu bereiten. Indem er so sprach, öffnete sich die Thüre und es traten Leute mit großen bedeckten Körben in das Zimmer, in welchen sich verschiedene Wäsche, Tuch, Zeuge im Ueberflusse, Zucker, Kaffee, Reis, Wein ꝛc. befanden; auch zwei große Rollen Thaler lagen dabei mit der schriftlichen Versicherung einer jährlichen Leibrente von 400 fl. Der gerührte

Lehrer wollte etwas sagen, allein er verstummte und Thränen benetzten seine Wangen. Endlich fand er wieder Worte seinen innigen Dank auszusprechen. Schäfers dankbare Gesinnungen beschäftigten seinen Geist weit mehr, als dessen reiche Geschenke. Ich bin sechzig Jahre alt geworden, sagte er, das Glück einen so dankbaren Schüler zu finden, habe ich aber nur ein einzigesmal erlebt. Gott wird sie einst für das, was Sie an mir thun, auszeichnen unter den Seligen, so wie Sie sich hier durch Ihr Herz ausgezeichnet haben unter unsern Glaubensgenossen —!

Nun kann zwar nicht jeder Schüler auf solche Weise seine Dankbarkeit äußern, gewiß aber kann sie Jeder auf irgend eine Art an den Tag legen.

Schwer ist des Lehrers hohe Pflicht,
Schwer sein Beruf auf Erden.
Es müsse unser Leichtsinn nicht
Ihm Quell des Kummers werden.
Er weiht uns liebreich Kraft und Fleiß;
Drum laßt uns stets in unserm Kreis
Die Mühe ihm versüßen.

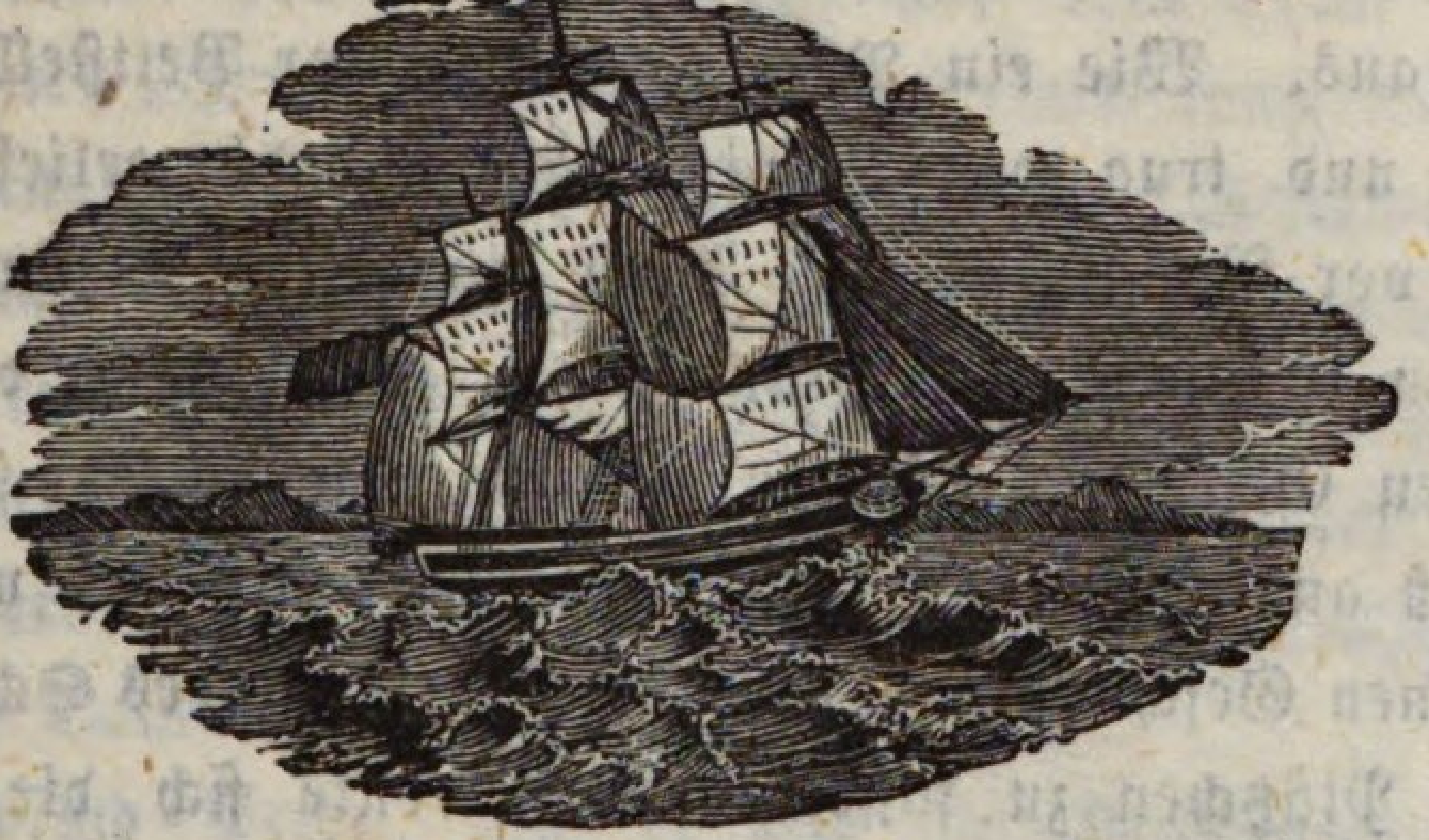
Liebe und Einigkeit der Geschwister.

Joseph Berg hatte 7 Kinder und wenig Vermögen, er selbst war kränklich, und konnte ungeachtet des besten Willens von der Welt, wenig verdieneu. Seine Frau suchte zwar, obschon sie in ihrem Haushalten genug und viel zu thun hatte, auch etwas durch den Kleinhandel zur Erhaltung ihrer Familie beizutragen; allein das war alles bei weitem nicht hinreichend und sie mußten oft das Nothwendigste entbehren. Der vierzehn=

jährige F... ließ nun nicht nach, bis ihm der Vater einen Tragkorb mit Galanteriewaaren verschaffte, die er unermüdet feil bot. Jeder kaufte gern dem freundlichen Jungen etwas ab, und so brachte er es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin, daß er schon nach Verlauf von 5 Jahren ein kleines Schnittwaarengeschäft errichten konnte. Was er immer nur zu entbehren vermochte, trat er an seine Eltern ab, und erleichterte dadurch ungemein ihre Noth. Auch seinen jüngern Bruder L..... hielt er zu dem nämlichen Geschäfte an, und beide brachten es endlich so weit, daß sie ihre Eltern uud Geschwister gänzlich erhalten konnten. Der Vater erkrankte und lag Jahre lang an einem schmerzlichen Uebel; die beiden Söhne sparten keine Kosten ihn wieder herstellen zu lassen, die Töchter wetteiferten ihm die beste Pflege zu verschaffen, aber sein Leben konnte dadurch nicht verlängert werden, er starb und segnete die guten Kinder.

Die Geschwister lebten nun in der größten Eintracht und Liebe und suchten der Mutter möglichst das Leben zu versüßen. Auch sie starb bald darauf in den Armen ihrer Kinder und Enkel und die letzte Bitte an ihre Kinder war: Seid einig und liebet Euch, wie bisher. Drei der Schwestern hatten die wackeren Brüder an brave Männer verheirathet, und auch die beiden jüngsten versorgten sie auf gleiche Weise und selbst mit großer Aufopferung. Aber Gott vergalt ihnen diese Liebe zum Theil schon hier auf Erden; denn sie leben im Wohlstande und großen Ansehen und werden von Jedermann geliebt und geschätzt.

Mit den Geschwistern friedlich leben,
Sie lieben, ihnen gern nachgeben,
Das ist Gottes Will' auf Erden,
Darin sollst ihm ähnlich werden.



Die Schifffahrt.

Die Welt ist mir ein Meer,
Der Schiffer Gottes Geist,
Das Schiff mein Leib, in dem
Die Seele heimwärts reist.

Die Geschwisterliebe

(Beschluß.)

So kam es, daß unwillkührlich das Haupt des Jünglings sich auf den Schrank niedersetzte, und, öfterer Abwehrungen ungeachtet, von einem halbruhigen Schlummer sich bemeistern ließ. Da fiel auf einmal ein heftiger Stoß an das gellende Fenster; Peter fuhr im Nu auf; doch bevor er noch die Oellampe ergreifen und mit besonnener Fassung die Ursache des Tumults beleuchten konnte, hatte sich bereits der schreckenbringende Stoß, und zwar dießmal so heftig wiederholt, daß die Fensterscheiben in klirrenden Trümmern niederkollerten, und die Oellampe auf dem schwankenden Kleiderschranke umfiel.

Ein fürchterliches Geklatsch folgte hierauf. Unser Peter kannte sich nun aus. Wie ein Blitz sprang er zur Bettstelle hin, und schleppte und trug den kleinen Paul und die geliebte Schwester, die vor Bangigkeit und Angst ein helles Geschrei ausstiegen, zum schirmenden Schrank vor. Der Qualm des hereinbrausenden Gewässers breitete sich allgemach so sehr im Zimmer aus, daß auch Peter sich genöthigt sah, mit Fuß und Körper gleich seinen Geschwistern, auf der Oberfläche des Schrankes ein trockenes Plätzchen zu fassen. Man denke sich die schreckliche Lage unserer Kleinen, die von Minute zu Minute schrecklicher ward, und zwar auch deßwegen, weil nun selbst das letzte Werkzeug, die Flinte nämlich, womit sie den Gebirgsleuten im äußersten Falle die höchste Wassernoth verkünden wollten, durch das eingedrungene Naß zur Gebung dieses Nothsignales untüchtig geworden war. Peter hatte nun genug zu trösten, und er that es auch auf eine Weise, die von der beispiellosen Standhaftigkeit seines festen Gemüthes hinlänglich zeugte. „Gebt euch zufrieden," wiederholte er — und trauet mit mir auf Gottes überall gegenwärtige Hülfe. Wißt ihr's denn nimmer, mit welch' schönen Versen uns Vater und Mutter für die Drangsale des irdischen Lebens auszurüsten suchten:

Steigt bis zum höchsten Gipfel
Des Erdenpilgers Noth,
Mit seiner Hülf' am Nächsten
Ist dann ihm unser Gott.

Dem guten alten Alfred, fuhr der fromme, starkmüthige Jüngling fort, ist sicher ein Unglück begegnet, welches ihn abhielt, uns zu Hilfe zu kommen, und die Gebrigsleute, die Va-

ter und Mutter vor einigen Tagen aus dem Thale abreisen sahen, wähnen sicher, auch wir seyen mit fort, sonst würden sie uns schon längst zu Hülfe gekommen seyn. Unser Geschrei kann bei dem Gebrause des Wassermeeres da draußen unmöglich ihnen zu Ohren kommen. In Gottes Hand allein also liegt unsere Hülfe, unsere Rettung, und wir können und werden nicht zu Grunde gehen, wenn wir, wie bisher, fest und unerschütterlich auf Gottes Beistand glauben und vertrauen.

So sprach Peter, und er und die Getrösteten nahmen von nun an ihre Zuflucht zu einem herz- und geisterhebenden Gebet.

Solch' frommes, kindliches Vertrauen auf Gott sollte nicht unerhört bleiben. Kaum graute der Morgen, als der ins wasserumwogte Thal hinausspähende Peter auch schon vor hohem Entzücken und kindlich frommen Dank die Hände emporhob zu dem Mächtigen da oben, der allein helfen kann, wenn Menschenhülfe zu ferne weilt, und manchmal auch zu ohnmächtig wird. „Seht ihr's“ — rief der Jüngling freudig aus — „dort — jenen einzeln und leer heranschwankenden Weiherkahn? Das ist Gottes Hülfe! hinaus — daß ich ihn herhole!“

Sprach's, und bevor noch Pauline und Paul das Gezeigte recht ins Auge fassen, minder den kühnen Bruder von einem längst im Sinne gewährten Wagestück abhalten konnten, hatte der letztere sich schon mit einem hastigen Sprung zum Fenster hinaus in das fluthende Wassermeer gesetzt, und ruderte nun mit kräftig geregten Händen und Füßen kühn und muthig dem heranschwankenden Kahne entgegen. Pauline und Peter ließen den geliebten Waghals keine Sekunde aus den

sorgsam nachspähenden Augen, vor Furcht und Besorgniß an allen Gliedern ihres zarten Leibes heftig zitternd, gleich leichten, grünbelaubten Espenzweigen, die eine rauhe Nordluft hin und herrüttelt. „Er hat den Kahn mit der einen Hand gepackt!“ rief Pauline. „Gott sey Dank! er schwingt sich hinein — fiel Paul dem hoffenden Mädchen ins Wort. „Sieh — Bruder!“ — flüsterte diese: „er liegt im Kahne auf den Knieen — der gute, fromme Peter — er betet zweifelsohne — ja, er dankt dem himmlischen Allvater da oben, für das erhaschte Rettungswerkzeug. O laß auch uns beten, auch uns ihm danken!“

So mahnte die andächtige, dankbewegte Kleine, und — o, des herzrührenden Anblicks! Pauline und Paul sanken nun auf der noch immer vom Wasser unangegriffen gebliebenen Oberfläche des Schrankes auf ihre Kniee nieder, und beteten und dankten Gott laut und innig für das freudig erfaßte Schauspiel der nahenden Rettung.

Der Regen hatte nachgelassen, die schaurigen Wolken wichen zertheilt dem glutroth aus östlichem Gebirge heransegelnden Flammenrade der erhabenen Geberin erfreuender Lebenshelle. Durch die mit herrlichem Rubinroth besäumten Wasserwogen hindurch glitt jetzt der schöne schlanke Bruder auf fluthenzertheilendem Fahrzeuge mit kräftig geschwungenem Ruder heran, an Gestalt, Glanz, Kraft und Körperschöne ähnlich einem himmlischen Schutzgeist. Unter freudigem Zuruf streckten Pauline und Paul dem Rettung bringenden Bruder die sehnenden Arme entgegen. „Ich komme — ihr Lieben!“ jubelte dieser ihnen zu. Und Peter kam nun, und stieg, nachdem er den

Kahn mit dem aufgefaßten Seile am Fenstergerüste fest gemacht hatte, durch das Fenster herein, und nahm auf und erwiederte die herzlichen Umarmungen und Küsse der geliebten Geschwister. „Ihr Lieben — bedeutete er nun — es ist kein Augenblick mehr hier zu verlieren. Das Wasser nimmt von Minute zu Minute zu. Rasch mit mir in den Kahn! Wie gut ist's, daß der Vater uns im Schwimmen und Rudern Unterricht gab! Du, Panl, nimmst hier auf diesem Brettchen Platz; du aber, liebe Pauline, hilfst hinten mit dem zweiten Ruder nach. Daß du das verstehst, weiß ich. Nun denn — in Gottes Namen — voran!

Und voran ging es jetzt mit dem vereinten Ruderantrieb arbeitender Hände; die Rettungsfahrt blieb jedoch nicht ohne Hemmung und drohende Seitengefahr. Entwurzelte Bäume, abgerissene Balken stemmten sich oft dem leichten Fahrzeuge minutenlang entgegen, so, daß Peter oft mehr mit der Abstoßung dieser gefahrdrohenden Hindernisse zu thun bekam, als mit dem Antriebe des Kahns. Der entschlossene Jüngling schien mit einer überirdischen Kraft ausgestattet worden zu seyn, so sehr und unablässig arbeitete er bereits eine volle halbe Stunde allem dem entgegen, was die rettende Fahrt stockend machen wollte. In heißen reichlichen Tropfen strömte der Schweiß des glühenden Antlitzes ins fluthende Wassermeer hinab. Da fielen auf einmal von Westen her knallende Flintenschüsse; an sie wie angebunden folgte der rufende Schall mehrerer Weidhörner. Gegen Westen flogen die spähenden Augen der Kinder. „Fahrzeuge sind's, die heran — die uns zu Hülfe kommen!“ rief Peter. — Der Vater, — die Mutter

sind auf dem vordersten — fiel Pauline ein. „Du hast recht, Schwesterchen! jubelte nun auch Paul — sie sind's — ich kenne ihre Kleider — sieh! wie sie uns bereits erschaut — wie sie die weißen Schnupftücher, womit sie uns zuwinken, in den Händen haben."

Und nicht eine Täuschung war es, was die erfreuten Kinder ins belebte Augenmerk gefaßt hatten. Herr und Frau v. K** waren es, die von der Gefahr, welche den zurückgelassenen Herzensangehörigen drohete, benachrichtigt, schnell von St. Gallen heraneilten, alle Fahrzeuge ringsum aufboten, und den gefahrbedrohten Lieblingen ihres Herzens unverzüglich zu Hülfe eilten. O des schönen Anblicks! des namenlosfreudigen Bewillkommens, als jetzt die Kähne sich begegneten, Vater und Mutter unter hellströmenden Freudenthränen ihren hochgeliebten Kindern die helfenden Hände entgegen boten, und diese aus dem kleinen in das große Fahrzeug hinaufgehoben wurden, wo Vater und Mutter weilten, und vor tiefer Herzensbewegung keines auch nur ein Wörtchen sprechen, sondern nur stumme Thränen weinen konnten. „Vater — Mutter — segnet eure geretteten Kinder" — so flehte Peter jetzt und sank, Hand in Hand mit seinen Geschwistern, vor Vater und Mutter auf die Kniee nieder. Und Vater und Mutter segneten den schönen, frommen Herzensbund der besten Kinder, der treuesten Geschwister; das schwankende Fahrzeug ward zur heiligen Kapelle, der Sonne entrolltes Feuergold schimmerte als die herrlichste Altarkerze im weiten Bogen der feiernden Schöpfung ringsherum, und als die Schmuckperlen des heiligen Elternsegens selbst, glänzten die frommen Thautropfen der

thränenden Gerührtheit ringsum im Antlitze der Segnenden und Gesegnetwerdenden und aller derer, die das sahen und hörten. Vater und Mutter ließen nun ihre guten, aber höchst erschöpften Herzenslieblinge in eine gewärmte Hütte des nahen Gebirges bringen. Die übrigen Kähne wurden dazu bestimmt, das Wichtigste und Kostbarste aus dem fluthenüberspülten Baron K**schen Hause aufzunehmen. Der verursachte Schaden erschien bald geringer, als man sich ihn vorgestellt hatte. Herr und Frau von K** achteten dieses nicht; das kostbarste Lebensgut lächelte sie ja himmlisch schön in ihren geretteten Kindern an. Die Wässer verrannen allgemach und nun fand man auch die Leiche des greisen Gärtners Alfred. Dem guten Mann, dem braven Diener, der ein Opfer seiner Dienstespflicht geworden, flossen allgemein die Dankesthränen der herben Trauer. „Er ruhe da, wo einst auch wir ruhen werden," gelobte Herr v. K**, und ließ die greiße Körperhülle in der Nähe eines erbauten Waldkapellchens, wo ein Denkstein den feierlichen Begräbnißort bezeichnete, in die Kammer der ewigen Ruhe einsenken. Die Gebirgs- und Thalbewohner strömten haufenweise zu dem einfach- aber würdig-gefeierten Leichenbegängnisse herbei.

Der blumenspendende Frühling war angekommen, die gereinigte Thalbehausung schon vor einigen Wochen wieder bezogen worden, und Peter und Pauline hatten an des entschlummerten Alfreds nahendem Geburtstage ein dankerkennendes Kränzungsfest auf dem Grabe des treuen verewigten Jugendfreundes unter sich abgemacht. Ach! da weinte der kleine Paul nun gar so herzlich, weil er, eines überkommenen Fuß-

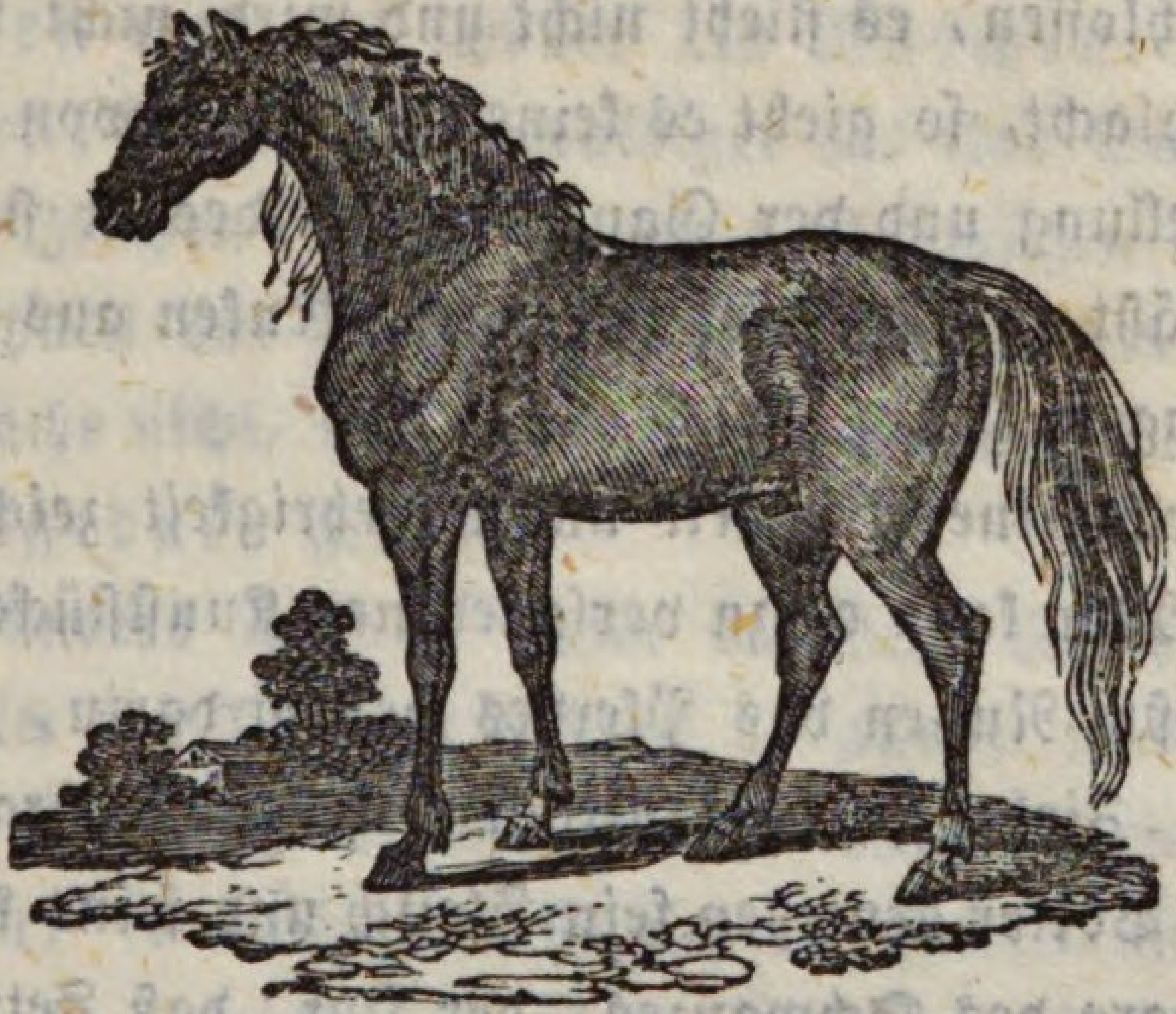
übels wegen, von dem schönen Kränzungsfeste zurückbleiben sollte. Peter und Pauline trösteten den geliebten Bruder, so viel sie konnten. „Ich will ja gern die Krücke zur Hand nehmen, die Bruder Peter mir vorgestern gezimmert hat, und damit werd' ich schon zur Waldkapelle hinauf klimmen können.“ So meinte der Kleine. „Wir wollen dich auf dem Rücken dahin tragen, lieber Paul!“ — entgegnete der hochgerührte Peter. „Ja wohl,“ stimmte die sanfte Silberstimme Paulinens ein. Gesagt, gethan.

Kinder! was fromme, gute Geschwisterte dem kränkelnden Bruder thaten, um ihn an einer frommen Dankespflicht, die znm süßesten Vergnügen wird, Theil nehmen zu lassen, seht ihr hier genau in dieser Erzählung dargestellt. Die Eltern, die früher als ihre Kinder, in dem Begräbnißorte angekommen, diesen herzrührenden Auftritt schon aus der Ferne aufzufassen so glücklich waren, weihten dieses schöne Schauspiel der treuesten, innigsten Geschwisterliebe neuerdings mit einer heiligen Segensthräne ein; ich aber schließe diese wahre Erzählung mit den ersten zwei Zeilen, womit ich ihre Stirne zu schmücken suchte:

Schöne Glut verwandter Triebe!
Trauliche Geschwisterliebe!

Der Strom.

Gott ist ein starker Strom,
Der hinreißt Geist und Sinn;
Ach, daß ich noch nicht ganz
Von Ihm ergriffen bin.



Das Pferd.

Das Pferd gehört zu den schönsten vierfüßigen Thieren. Es zeichnet sich durch seinen regelmäßigen Körperbau, so wie durch seine Schnelligkeit und Stärke aus. Manches englische Pferd läuft schneller wie der Wind.

Das Pferd kann eben so gut zum Ziehen als zum Tragen gebraucht werden. Im Kriege beweist es viel Herzhaftigkeit und Muth. Im größten Getümmel der Schlacht bleibt es furcht-

los und entschlossen, es flieht nicht und wird nicht wild. Fällt es in der Schlacht, so giebt es keinen Klageton von sich.

Die Stellung und der Gang des Pferdes ist stolz. Durch gute Worte läßt es sich besser ziehen und lenken aus durch Schelten und Schlagen.

Auch durch seine Klugheit und Gelehrigkeit zeichnet sich das Pferd aus. Man kann es zu verschiedenen Kunststücken abrichten.

Der größte Nutzen des Pferdes besteht darin, daß man es zum Reiten, Ziehen und Lasttragen trefflich gebrauchen kann. Mehrere rohe Völker genießen sein Fleisch und seine Milch. Die Haut, die Haare des Schwanzes, der Huf, daß Fett am Halse, die Zähne und der Pferdemist werden benutzt.

Für die schönsten, flinksten und besten Pferde hält man die Arabischen. Unter den Europäischen werden die Spanischen, Englischen und Neapolitanischen am meisten geschätzt. Aber auch die Hollsteinischen, Mecklenburgischen, Dänischen, Polnischen und Ungarischen werden zu den guten Pferden gezählt.

Kinder müssen sich vor Pferden in Acht nehmen, wenn sie nicht von ihnen geschlagen und wohl gar getödtet werden wollen, was schon mancher leichtsinnige Knabe erfahren hat.

Geduld.

In Berlin lebten einmal zwei Schwestern, Röschen und Julchen, zwei schöne liebenswürdige Mädchen.

Julchen war viel schöner als Röschen, aber Röschen war dafür viel sanfter und geduldiger als ihre Schwester.

Sollte Julchen an irgend etwas Vergnügen empfinden, so mußte es schnell vor sich gehen. Geduldig etwas zu erwarten, war ihre Sache nicht, und daher wurde sie auch Scherzweise die kleine Ungeduld genannt.

Ganz anders war in dieser Rücksicht Röschen beschaffen. Sie ergab sich mit leichtem Herzen in alles, was nicht zu ändern war. Geduldig wurde von ihr alles abgewartet. Hatte sie zu leiden, so erschwerte sie sich ihr Leiden nicht noch mehr durch Ungeduld, gleich ihrer Schwester: sie ertrug vielmehr alle Unannehmlichkeiten mit Sanftmuth und der liebenswürdigsten Geduld, unb befand sich sehr wohl dabei.

Die zwei Schwestern bekamen eines Jahres zugleich die Masern und mußten eine Zeit lang im Bette liegen. Darüber wurde nun Julchen höchst ungeduldig, und sehnte sich bald wieder ins Freie. Geduldig ertrug dagegen Röschen ihr Ungemach. Was hilft es dir, sprach sie zu der Schwester, daß du unzufrieden und ungeduldig bist? du machst dir dadurch deinen Zustand noch unerträglicher. Sey hübsch geduldig, und er wird dir noch ein Mal so leicht zu ertragen seyn. Laß uns ruhig die Zeit abwarten, wo wir wieder aufstehen dürfen; sie kann nicht lange mehr ausbleiben.

Nach einer Woche erlaubte der Arzt den zwei Schwestern, das Bett zu verlassen; aber er verbot ihnen, vor einer Woche aus dem Zimmer zu gehen oder sich der Zugluft auszusetzen; denn — sprach er — wenn man sich nach der überstandnen Masernkrankheit nicht sorgfältig eine Zeit lang vor der kühlen Luft

in Acht nimmt, so wird man von neuem krank, und kommt in die Gefahr, das Leben zu verlieren.

Das merkte sich Röschen. Nach einigen Tagen sprach Julchen zu ihr: ich wollte, daß die Woche schon zu Ende wäre! ich kann es nicht länger in diesem Gefängnisse aushalten! es vergeht mir schon alle Geduld.

Röschen tröstete sie. Warte nur noch einige Tage, sagte sie zu ihr, dann ist alles überstanden; dann können wir uns wieder der freien Natur und ihrer Schönheit erfreuen; dann hüpfen und singen wir in unserm Garten herum, und sind fröhlichen Sinnes.

Ich kann es aber nicht länger in diesem Kerker aushalten! bemerkte die ungeduldige Julie.

Geduld überwindet alles, sprach Röschen. Denke nur an den Spruch:

Geduld, Vernunft und Zeit,
Das sind drei schöne Sachen
Die, was unmöglich scheint,
Für uns oft möglich machen.

Damit war aber Julchen nicht zufrieden. Ich weiß nicht, sprach sie zu der Schwester, wie du nur so geduldig seyn kannst!

Ich befinde mich trefflich dabei; versetzte Röschen. Versuch' es nur, Schwesterchen, dich in Geduld zu fassen, und du wirst gestehen müssen, daß es um die Geduld eine schöne, herrliche Sache sey.

Eine Stunde darauf stand Julchen am Fenster, und sah eine Freundin vorüber gehen. Mit der muß ich sprechen, sagte sie, da hilft nichts davor.

Röschen wollte sie auf andere Gedanken bringen. Aber die ungeduldige Julie öffnete das Fenster, redete die Freundin an, und plauderte mit ihr eine halbe Stunde lang. Das Wetter war etwas rauh und windig. Was Röschen befürchtet hatte, geschah. Julchen erkältete sich, befand sich bald darauf sehr übel und wurde von neuem krank.

Der Arzt erklärte Julchens Krankheit für sehr gefährlich. Nicht ohne Grund. Schon nach einigen Tagen lag Julchen — ein Opfer der Ungeduld — auf der Bahre.

Peter Lohbeck.

In einem kleinen Dörfchen im Frankenlande lebte eine arme, aber auch sehr fromme Wittwe, sie hieß Anna Lohbeck; ihr Mann war ein Taglöhner gewesen und frühzeitig gestorben. Sie hatte zwei Kinder, das Aelteste war auch schon todt, und nur ein Knabe von zehn Jahren war noch übrig. Immer hatte sie sich ehrlich mit Arbeiten bei andern Leuten ernährt, aber jetzt wurde sie krank und bekam eine langwierige Auszehrung; da war nun kein anderer Rath, der zehnjährige Sohn, Peter, mußte die kranke Mutter ernähren, und damit sie beide zu leben hätten, das Nöthige durch Betteln zusammen bringen. Im ganzen Dorfe war niemand, der sich um sie bekümmerte, und der arme Junge wurde gar oft mit Zanken von den Thüren weggewiesen, und bekam nichts, weil er oft kommen mußte. Nun kam ein neuer Pfarrer in das Ort, denn der alte war gestorben. Der arme Peter Lohbeck war noch nie in einer Kirche gewesen, denn er ging immer baarfuß, und mit seinen lumpichten Kleidern durfte er in der Kirche nicht erscheinen; in die Schule war er auch nicht viel gekommen, so daß er kaum lesen konnte; denn er mußte durch

Baumwollspinnen seiner Mutter das Brod verdienen helfen, und weil das lange nicht zureichte, auch betteln gehen. Als er nun so viel Gutes von dem neuen Pfarrer hörte, und daß er so schön predige, so bekam er Lust, auch einmal dem Pfarrer zuzuhören. Allein wie sollte er's anfangen, da er mit seinen zerrissenen Kleidern und baarfuß sich schämte, in die Kirche zu gehen? — Indem er so darüber nachdachte, und eben in ein Haus gehen wollte, um etwas Milch für seine Mutter zu betteln, so mußte er bei der Kirche vorbeigehen, er fand die Thüre offen und den Pfarrer sah er auf der Kanzel stehen, und hörte ihn predigen. Da er nun bemerkte, daß wenig Leute in der Kirche waren, die noch dazu nahe um die Kanzel herum saßen, so schlich er sich schüchtern hinein, stellte sich hinter einen Pfeiler und guckte so neben vorbei nach dem Pfarrer, um ihn desto besser zu verstehen. Dieser predigte eben über die Worte: „Den Armen wird das Evangelium geprediget." Und gerade in dem Augenblick, als der arme Junge anfing zu horchen, sagte der Pfarrer: „Unser Herr Jesus Christus war selbst arm, Er besaß nicht so viel Eigenes in der Welt, wohin Er sein Haupt hätte legen können. Wenn der Arme fromm und gottesfürchtig ist, so ist er Jesu Christo viel näher verwandt, als der Reiche, denn Er sieht ihn als seinen Bruder an, und wenn der Arme fest auf den Herrn traut, und nicht zweifelt, Er werde für ihn sorgen, und wenn er dabei das Seine thut und fleißig ist, so wird es ihm am Nöthigen nicht fehlen, u. s. w."

Der arme Peter horchte mit beiden Ohren, und es war ihm, als wenn er aus einem Traume erwachte, die Thränen kamen ihm in die Augen, und er erinnerte sich, daß sich seine Mutter auch oft mit dergleichen Gedanken getröstet hätte; allein es hatte auf ihn, als Kind, keinen sonderlichen Eindruck gemacht; jetzt aber war der arme Junge tief und innig gerührt: er versteckte sich hinter dem Pfeiler und betete: „Lieber Herr Jesus Christus! wenn Du denn meiner Mutter Bruder bist, so gieb uns doch auch, was wir bedürfen, damit ich nicht mehr zu betteln brauche." Nun ging er wieder aus der Kirche, und in etliche Häuser, um Milch zu betteln; allein

er bekam keine. Indeß war der Gottesdienst zu Ende und er sah den Pfarrer nach Hause gehen. Schüchtern folgte er dem lieben Manne nach und dachte: Er muß wohl auch den Armen recht gut seyn, ich will nun sehen, ob er mir auch was gibt. Da er nun hinter dem Pfarrer her ins Pfarrhaus trat, so fragte ihn dieser, was willst du? Peter antwortete: Etwas Milch für meine kranke Mutter. Nun erkundigte sich der Pfarrer nach allen Umständen, und erfuhr nun auch, was mit dem Knaben in der Kirche vorgegangen war. Alle diese Umstände waren Winke für den frommen Mann, der Mutter und dem Sohne aus der Noth zu helfen. Die kranke Mutter besuchte er täglich, und sammelte das Nöthige für sie ein, so daß Peter nicht mehr zu betteln brauchte. Er wurde auch reinlich gekleidet und in die Schule geschickt, so bald die Mutter gestorben war, und er sie nicht mehr zu bedienen hatte. Der Pfarrer unterrichtete ihn selbst in der Religion und bereitete ihn vor zur heiligen Kommunion. In der Schule lernte er vortrefflich lesen, schreiben und rechnen, und seine Aufführung war so christlich und tugendhaft, daß sich der Pfarrer vornahm, ihn mit der Zeit zum Schulmeister zu bilden. Allein den Bauern wurde die Zeit zu lang, denn er sollte der Reihe um mit ihnen essen; dafür sollte er ihnen nun auch dienen. Deßwegen machten sie ihn zum Schäfer, denn die Gemeinde hielt eine Schafheerde.

Bei diesem Geschäfte war Peter nicht müssig. Er verwaltete sein Amt treu und redlich, und hatte immer nützliche Bücher bei sich, in denen er las, um sein Herz und seinen Verstand immer mehr auszubilden. Die heilige Schrift hatte er immer in seinem Schäfers-Ranzen; in seinem Leben und Wandel war er ein wahrer Christ.

Vier Jahre war er zur Zufriedenheit der ganzen Gemeinde Schäfer gewesen; dann aber wurde er mit Gewalt weggenommen und zu einem Stand gezwungen, den er nie erwählt haben würde. Allein es war nicht zu ändern und die Vorsehung hatte es so gelenkt, deßwegen gab er sich zufrieden. Er lebte in diesem Stande, der sonst sehr wenige fromme Menschen zählt, nicht nur untadelich und was man rechtschaffen nennt, sondern als ein Vorbild

christlicher Frömmigkeit und Tugend, so daß er allgemein geachtet und geschätzt wurde.

Nachdem er einmal überzeugt war, es sey Gottes Wille, daß er in diesen Stand gekommen, so nahm er sich fest vor, mit Gottes Gnade, alle seine Pflichten treu und gehorsam zu erfüllen; daher schrieb er sich folgende Punkte auf, nach denen er sein Leben einrichten und nie davon abweichen wollte:

1. Gott und seinem Erlöser Jesu Christo in Noth und Tod und in allen Proben treu zu bleiben, und in seinem Dienst mehr mit der That als mit Worten zu zeigen, daß er ein wahrer Christ sey.

2. Seinen Vorgesetzten und ihren Befehlen augenblicklich und aufs pünktlichste zu folgen.

3. Mit allem Fleiß alles zu lernen, was er in seinem Stande wissen müßte.

4. Gegen seine Vorgesetzten demüthig, und gegen seines Gleichen freundlich ernst zu seyn.

5. Niemals spielen, und überhaupt an keinen Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die Gelegenheit zum Sündigen geben könnten.

6. Ueberall, wohin er kommen würde, sich hülfreich, freundlich und liebevoll zu betragen, und mit allem zufrieden zu seyn, so wie es gegeben würde, und

7. Niemals einem Kameraden Anlaß zum Verdruß oder Zank zu geben 2c.

Lieben Kinder! ihr werdet wohl thun, wenn ihr von diesem armen Knaben lernet, wie man in jedem Stande auf Gott vertrauen und Recht thun muß, um den Namen Christ zu verdienen und vor Gott zu bestehen. Seine Lebensregeln dürft ihr auch zu den eurigen machen, was ihr auch immer seyd oder werdet Ihr werdet, wenn ihr sie treu und gewissenhaft befolget, euch immer wohl dabei befinden und euch und andern, die euch umgeben, das Leben dadurch erleichtern.

Die Kindheit.

Freude wohn' in jugendlichen Herzen,
Frohe Spiele kürzen ihre Zeit;
Ihre Stunden schwinden hin bei Scherzen,
Doch das Herz sey Sittlichkeit geweiht.

Liebe und Gehorsam gegen die Eltern.

O Gott! mein Vater, Dein Gebot
Sey mir in's Herz geschrieben:
Den Eltern sollst Du bis in Tod
Gehorchen und sie lieben.
O, dieser theuern süßen Pflicht
Vergesse meine Seele nicht.

Nun, weil ich lebe, will ich sie
Von ganzem Herzen lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben,
Durch Sittsamkeit sie zu erfreu'n,
Das müsse meine Freude seyn.

Von meiner ersten Kindheit an
  Erzeigten sie mir Gutes!
Mehr als ich je vergelten kann,
  Erzeigten sie mir Gutes;
Und noch sind sie für mich, ihr Kind,
  So zärtlich und so treu gesinnt.

So lang' ich lebe will ich sie
  Auch wieder zärtlich lieben;
Gern ihnen folgen, und sie nie
  Erzürnen, nie betrüben.
Erwachsen einst, wie jetzt noch klein,
Will ich der Eltern Freude seyn.

Der ungehorsame, unartige Leo.

Leo war der Sohn eines Försters, welcher die Gebirgsgegenden von Tyrol bewohnte. Da er ein sehr schöner Knabe war, und besonders viel Talente zeigte, so liebten ihn seine Eltern außerordentlich; vorzüglich aber zeigte dessen Mutter eine wahre Affenliebe zu ihm, und war unsinnig genug, wenn ihn der Vater für begangene Fehler abstrafte, hierüber Thränen zu vergießen. Ueberall nahm sie das Söhnchen in Schutz und verhehlte alle boshaften Streiche, die er öfters begangen hatte, vor dem Vater. Dadurch wurde der Knabe verdorben. Er fing an, mit dem Alter unartiger und ungehorsamer zu werden. Am meisten aber zeigte sich seine Ungezogenheit, wenn der Vater auf der Jagd oder sonst nicht zu Hause war. Auf die Worte der Mutter ging er nicht, und ihn mit Gewalt oder mit Schlägen zum Gehorsam zu bringen, dieß that der

verblendeten Mutter zu wehe. Er that also was er wollte, und half sich durch Weinen und Klagen immer hinaus. In die Schule, wohin er eine halbe Stunde zu laufen hatte, ging er, wenn er wollte; und wenn er auch dahin kam, so maßte er sich an, obgleich erst 9 Jahre alt, über die Befehle und Worte des Lehrers zu klügeln. Alles, was er thun mußte, that er mit sichtbarem Widerwillen, und gab, wie es die ungezogenen Kinder immer machen, durch eine finstere Miene oder brummenden Ton zu verstehen, daß es nicht gern geschehe. Ja, er brachte es zu Hause in seiner abscheulichen Bosheit, besonders gegen Dienstboten, so weit, daß ihn der geringste Widerspruch gegen sein Verlangen, wenn es auch eine augenscheinliche Unmöglichkeit war, bis zur schäumenden Wuth führte.

So verlangte er ein Mal von einem jungen Jägerburschen, der bei seinem Vater im Dienste stand, daß er ihm den Mond, den er in dem Wassereimer sah, geben sollte. Da ihm dieser sagte, er könne es nicht, so fing der kleine Wildfang laut zu weinen an, und verkratzte sich aus Zorn das ganze Gesicht so, daß das Blut floß. Auf einmal hörte es die Mutter. Schnell sprang sie an das Fenster, und befahl dem Burschen in einem zornigen Tone, daß er dem Knaben geben sollte, was er wolle. Als dieser sagte, er könne es nicht, fiel sie vor Aerger beinahe in eine Ohnmacht. Endlich kam der Förster selbst herbei, und zankte, wie seine Frau, ohne daß Beide vorher wußten, was der Knabe verlangte, mit dem Burschen, daß er dem Kinde nicht gehorche. Jetzt erzählte jener, welche Unmöglichkeit er verlange, und Förster und Försterin

standen beschämt da vor einer Menge Leute, die durch den Lärm herbeigezogen wurden.

Doch trug dieß zur Besserung nicht viel bei. Der kleine Haustyrann war nach wie vorher. Selbst seine Mitschüler verachteten ihn. Kein Dienstbote blieb mehr im Hause, denn Alles sollte ihm gehorchen, sich von ihm Grobheiten gefallen lassen.

Nichts ist für Kinder unanständiger, als wenn sie den Dienstboten befehlen wollen, sie die ihren Lohn oft sauer verdienen müssen; um Gefälligkeiten bitten, das schickt sich für ein wohlgezogenes Kind.

Eines Abends sollte unser Leo zu Hause mit Leonore, seiner zweijährigen Schwester, spielen; allein wie immer, wollte er gerade anders, als seine Eltern es wünschten, und brachte es wirklich durch Weinen dahin (denn vom Bitten war bei ihm keine Rede), daß er das Mädchen in einem kleinen Wagen spazieren fahren durfte. Geh aber ja nicht zu weit vom Hause, und nicht von deinem Schwesterchen weg, rief ihm die Mutter noch beim wegfahren zu. Aber was nützt bei ungezogenen Kindern das Reden? — Wohl eine halbe Stunde fuhr er die kleine Leonore vom Hause weg, und ließ den Wagen zuletzt stehen, als er über einem Bache, worüber er nicht fahren konnte, in einiger Entfernung muthwillige Knaben erblickte. Er lief zu ihnen hin, spielte mit ihnen, und dachte nicht mehr an Wagen und Schwesterchen.

Aber wie erschrack er, als er nach geendigtem Spiele wieder zurückkam. Den Wagen fand er leer, und sah, daß nicht weit davon ein Lämmergeier, der herbei geflogen war, die

unschuldige Leonore in seinen Krallen habe. Erbärmlich schrie das Kind, noch erbärmlicher aber Leo.

Thränen nach geschehenem Unglück sind vergeblich.

Endlich erblickte Leo in der Nähe eine Stange, diese ergriff er, um dem Geier seine Beute abzujagen; allein das Raubthier konnte er nicht erreichen, unerachtet er es bis in einen Wald verfolgte. Eine neue Angst und Bekümmerniß überfiel ihn jetzt noch überdieß. Er hatte den richtigen Weg verfehlt, die Nacht brach ein, er wußte sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Unter Weinen und Klagen setzte er sich auf einen großen Eichenblock. Auf einmal nahm er in der Ferne ein Licht gewahr. Er ging darauf zu, und traf wirklich in einer Höhle eine Menge lustiger Leute an. Aber was für Leute, das wußte er freilich nicht. Denket nur, geliebte Kinder! es waren Menschen, die heimlich und auf eine unrechtmäßige Weise das Eigenthum Anderer an sich ziehen, mit einem Worte, es waren — Räuber. Sobald sie ihn sahen, fragten sie ihn, woher und wie er in diese Höhle gekommen sey. Er erzählte ganz wehmüthig sein Schicksal, daß er nämlich der Sohn eines Försters sey, durch Ungehorsam seine Schwester ums Leben gebracht und seine Zuflucht hieher genommen habe, weil er die Erhellung des Feuers (an dem sie eben ein gestohlenes Kalb gebraten), gesehen habe. Sie untersuchten gleich, wie dieß möglich war, und fanden dann, daß der Felsen einen bedeutenden Riß habe. Sogleich verließen sie diese Höhle, und bezogen eine andere um nicht entdeckt zu werden. Gegen unsern Leo aber waren sie sehr freundschaftlich, setzten ihm die besten Speisen und Getränke auf den Tisch, der

von Stein war, und stellten ihm vor, da er als Kind nach Hause verlangte, er werde, wenn er heim komme, schrecklich mißhandelt, eingesperrt, oder wohl gar ums Leben gebracht werden; er sollte also nur bei ihnen bleiben, wo ihm nichts zu leid geschehe, und wo er ein angenehmes und frohes Leben führen könne.

Ein ungehorsames Kind ist zu Allem geneigt, was nicht gut ist.

Leo ließ sich leicht überreden, und sprach nie wieder ein Wort vom Heimgehen, was die Räuber aber auf keine Weise würden gestattet haben, weil sie dadurch entdeckt und verrathen worden wären. Er wurde nach und nach ganz für das gottlose, liederliche Leben eingenommen. Die schändlichsten Begriffe von Gott und Religlon wurden ihm beigebracht. Kurz, er wurde zu einem ganz ehrlosen, Gott vergessenen Menschen erzogen. In seinem sechszehnten Jahre ging er schon das erste Mal allein auf den Raub aus, und erwarb sich durch seine Kühnheit und reichlich gemachte Beute das volle Lob des Hauptmanns und der ganzen Bande. Dieß schmeichelte dem jungen Bösewicht.

Der Rechtschaffene, der Fromme achtet weder auf das Lob noch auf den Tadel der Gottlosen.

Unser Leo, wer sollte es glauben, war endlich so weit im Bösen gekommen, daß er, wenn auch bisweilen Gewissensbisse in seinem Innern nagten, dieselben, wie alle verstockte Süunder, durch Leichtsinn und Ausschweifungen, durch Spielen und Saufen unterdrückte.

Allein Gott ist höchst langmüthig, er läßt dem Sünder

lange Zeit, sich zu bessern; geht er aber nicht ab vom Wege des Bösen, so verläßt er ihn zuletzt ganz, und schreckliches Unglück und ewiges Verderben ist endlich sein Loos.

So ging es auch dem verstockten Leo. In einer Nacht, als er wieder auf den Raub ausgegangen war, wurde er ertappt, mit Fesseln belegt, vor Gericht geführt und dann in ein finsteres Gefängniß geworfen. Beim Verhör wollte er lange nicht eingestehen; endlich aber, nachdem er auf die Folter gespannt wurde, sagte er seinen Namen, Geburtsort, den Stand seiner Eltern, und erzählte den ganzen, verabscheuungswürdigen Lauf seines Lebens.

Und siehe, wie erschrack da der Richter. Er sahe in dem Verbrecher einen seiner früheren Schulkameraden. „Ach Leo! Leo!“ rief er aus, „wie konntest Du so tief fallen? Du kennst mich wohl nicht mehr? Ich bin, wisse es, dein ehemaliger Schulkamerad, Sohn des armen Schneiders Martin, der sein gegenwärtiges Glück deinem edlen Vater, seinem Taufpathen, zu verdanken hat. O deine nur zu guten Eltern, die bis auf diese Stunde unaufhörlich weinen und jammern, wie untröstlich werden sie erst jetzt seyn, wenn sie erfahren, daß Du schuld an dem Tode deiner Schwester, ihrer Tochter, daß Du selbst ein Räuber, wo nicht gar Mörder bist!“ — Leo blieb stumm.

Den bedauerungswürdigen Eltern wurde das Ganze nach und nach beigebracht. Der Richter gab sich zwar alle Mühe, seine Strafe zu mildern und ihm das Leben zu retten; allein es war vergeblich, nachdem erwiesen war, daß er der grausame Mörder eines seit einigen Tagen vermißten Greises war,

dem er wegen 25 Gulden durch viele Dolchstiche das Leben genommen hatte. Er wurde zur mehrmaligen Ausstellung am Pranger und dann zum Strange verurtheilt. Bei Vorlesung des Urtheils und selbst am Pranger blieb er kalt und gefühllos; als er aber beim Galgen angekommen war, regte sich die Stimme des Gewissens noch ein Mal so stark in ihm, daß er ihr nicht mehr widerstehen konnte. Er fing jetzt an, bitterlich zu weinen; legte ein öffentliches, reumüthiges Bekenntniß aller seiner Verbrechen ab, bat Gott laut um Vergebung, und redete dann noch ganz besonders die Kinder also an:

„Ihr Kleinen, ihr Kinder alle, die ihr hier seyd, o nehmet euch an mir ein Beispiel, wie weit der Ungehorsam führe. Wohl nie hätte ich geglaubt, daß ich in einem so frühen Alter von sechsundzwanzig Jahren mein Leben am Galgen enden würde; und ach, was ist die Ursache? Nichts anderes, als mein Ungehorsam als Kind, und die blinde Liebe meiner Mutter. O gehorchet, folget doch, denn wenn Eltern, Lehrer und Vorgesetzte Gehorsam von euch verlangen, so geschieht dieß immer zu eurem eigenen Nutzen. Ihr wisset noch nicht recht zu unterscheiden, was euch nützlich oder schädlich ist. Ihr seyd wie Blinde, denen man den Weg zeigen muß, wenn sie nicht fallen sollen. O so fasset jetzt hier an dieser Stätte einen recht ernstlichen Vorsatz, immer gern und willig zu gehorchen! Denkt, wenn euch Etwas zu thun auch hart ankommt, nur an mich und meine Worte, und es wird euch zum freudigen Gehorsam ermuntern! Endlich bittet aber auch alle ihr Unschuldigen für mich bei Gott, dem strengen, gerechten Richter, aber auch barmherzigen Vater,

daß er mir armen Sünder gnädig sey, wenn ich jetzt komme vor seinen göttlichen Richterstuhl, auf daß er mich nicht verstoße."

Als er die Leiter bestiegen hatte, hörte man von ihm noch deutlich die Worte: Gottes Barmherzigkeit und die Verzeihung meiner trostlosen Eltern sey mit mir und begleite mich ins andere Leben!

Jetzt wurde der Strick zugezogen, und er über die Leiter geworfen. — —

O so merke doch auch Du Dir, liebes Kind! die Worte dieses Leo! Lerne von nun an freudig gehorchen! Lerne daraus, wie schreckliche Folgen ein in deinen Augen kleiner Ungehorsam verursachen kann. Fliehe jene unartigen Kinder, die nicht folgen, wenn man ihnen auch alle mögliche Vorstellungen macht, und die man entweder durch Schläge oder durch Geschenke zum Gehorsam bringen muß. Vergiß nie, ein Kind, das sich selbst zu sehr überlassen ist, ist gewiß ein verlornes Kind. Der Mensch muß seine ganze Lebenszeit hindurch gehorchen, hat er es als klein, als jung gelernt, so wird es ihm im Alter nur desto leichter. Ein gutes Kind wird immer so sprechen: „Vater! Mutter! hier bin ich, führet mich, wohin ihr wollt, ich will Euch gehorchen!"

Folget euren Eltern gern,
Denn sie sind ja gut.
Kinder! sie sind eure Herrn,
Was sie wollen, thut.

Kein Kind, das ungehorsam ist,
Genießt der Eltern Liebe,
Und wer der Eltern Haß genießt,
Lebt nur sein Leben trübe.
D'rum will ich stets gehorsam seyn,
So ist mein Leben Sonnenschein.

Das Schaf.

„Ein Schäfchen war so niedlich,
Der holden Unschuld gleich;
Es war so sanft, so friedlich,
Das Fellchen seidenweich.

Des Pächters wilder Bube
Nahm, weil es ihm gefiel,
Es zu sich in die Stube,
Und trieb damit sein Spiel.

Doch bald des Spielens müde,
Fand er es nicht mehr schön,
Da ließ er es in Friede
Zu seinem Hirten geh'n.

Und als es bei der Heerde
Nun aufgenommen ward:
So fand es die Beschwerde
Von mancher Art nicht hart. —

Es schien sich vor dem Scheeren,
Wie And're nicht zu scheu'n:
Denn frühe Leiden lehren
Einmal geduldig seyn."

„In deiner Jugend übe
Geduld! sie thut einst gut
Vergilt mit sanfter Liebe,
Wenn man dir Unrecht thut."

Eine nützliche Belehrung durch ein Gleichniß.

Ein alter Einsiedler wurde von seinen Jüngern gefragt, wie man seine Leidenschaften bezwingen könne, und da sie eben in einem Cypressen-Garten waren, antwortete er ihnen durch folgendes Gleichniß:

Er hieß einen von ihnen eine junge Cypresse, die er ihm zeigte, ausreißen, und der Jüngling riß sie sogleich ohne Mühe mit einer Hand aus. Darauf zeigte er ihm eine andere etwas stärkere, die er auch, aber mit mehr Mühe und mit beiden Händen ausriß. Um eine dritte auszureißen, mußte er sich schon der Hülfe eines seiner Mitgesellen bedienen, und beide hatten ziemiich Mühe damit. Endlich zeigte er ihnen eine, die viel dicker war. Alle machten sich daran, und waren nicht im Stande, sie auszureißen. Dann sprach er zu ihnen: „Sehet, meine Kinder! so ist es mit unsern Leidenschaften (und bösen Neigungen, z. B. zum Zorne, zur Wollust, zum Lügen, Spielen, Trinken u. s. w.) Anfänglich, wenn sie noch nicht eingewurzelt sind, ist es leicht, sie zu bestreiten und zu überwinden: man darf sich nur ein wenig Mühe geben; wenn sie aber einmal durch eine lange Gewohnheit tiefe Wurzeln im Herzen gefaßt haben, dann ist es schwer, ihrer Meister zu werden. Darum fanget früh an, diese Feinde zu bekämpfen, die euch nach der Zeit so viel zu schaffen machen, und euch in den ewigen Untergang stürzen können.

Bekämpfe diese Feinde früh;
Denn jetzt geschieht's mit minder Müh:
Du wirst mit jedem Tag sie stärker finden,
Und schwerlich, oder gar nicht überwinden.

Lohn erfüllter Kindespflicht.

Werde edel, halte stets in Ehren,
Die dir Gott zu Eltern hat geschenkt;
Dann kann sich erst deine Freude mehren,
Weil ein jedes liebend an dich denkt.

Lerne jetzt, im Frühling deiner Jahre,
O! das bischen Mühe lohnt sich reich;
Weinend sagt man einst an deiner Bahre:
„Wenige sind diesem Edlen gleich.

Gott — auch der Waisenvater.

Munter, wie die Freude, sprang Peter, ein zwölfjährtger Knabe, in einem Garten außerhalb Hohlstädt umher, und harrte der Ankunft seiner Eltern. Er spielte eben in der Laube mit seinen Kaninchen, als er nicht Ferne den Ton einer Pfeife mit abwechselndem Gesange vernahm. Er sah umher, und erblickte unter einem Baume einen Knaben, der jetzt auf einer Pfeife spielte, jetzt wieder sang, und etwa um ein paar Jahre älter seyn mochte, als er. Am Ende des Gesanges fiel der Knabe auf seine Kniee, schaute gegen Himmel, und nicht lange darnach fing er bitterlich zu weinen an. Getrieben vom Mitleiden sprang Peter dem weinenden Knaben entgegen.

Peter. Was ist dir lieber Knabe! warum weinest du?

Der Knabe. Sollte ich nicht weinen! Ach ich unglückliches Kind! ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr. Meine Nährmutter ist auch gestorben, und nun habe ich keinen Menschen, der sich meiner erbarmte. Da bin ich fort gegangen; jetzt habe ich schon einen ganzen Tag nichts mehr gegessen; denn zu betteln schäme ich mich. Aber jetzt muß ich gleichwohl sehen, wo ich etwas zu essen kriege; denn der Hunger thut wehe.

Peter. Armes Kind! woher bist du denn?

Der Knabe. Von Reichenburg.

Peter. Und wie heißest du?

Der Knabe. Anton.

Peter. Anton! so hat mein Bruder auch geheißen, der ist aber schon gestorben. Nun bist du mir noch einmal so lieb, weil du auch Anton heißest. Lieber Anton, weine nicht mehr; mein Vater ist recht gut, und wird bald hieher kommen. Ich will ihn bitten, daß er sich deiner annimmt, und meine Mutter auch.

Der Knabe. O du lieber Knabe! thu' das, ich bitte dich. Ich will dich dafür recht lieb haben, und für deine Eltern beten, und für dich, daß du nicht auch einmal so hungern und weinen darfst, wie ich. Und wie heißest denn du, damit ich dich doch nennen kann?

Peter. Ich heiße Peter, und mein Vater ist der Lebzelter Wilger von Hohlstädt da.

Anton. Mein Großvater war auch ein Lebzelter.

Peter. Ein Lebzelter! und von einem Lebzelter zu Reichenburg hat mein Vater schon gar so oft erzählt — sieh! dort gehen meine Eltern gerade daher, komm nur geschwinde mit mir. Peter sprang ihnen freudig entgegen, und sprach: „Lieber Vater! ich bitte für diesen armen Knaben. Er hat bitterlich geweint; denn er hat keinen Vater und keine Mutter mehr, und schon einen ganzen Tag nichts mehr gegessen; er heißt auch Anton, wie mein lieber Bruder geheißen hat. Ich bitte, daß ich ihn darf mitessen lassen.“

Vater (zu Anton). Woher bist du denn liebes Kind?

Peter. Ach er weint schon wieder — der arme Knabe!

Vater ich will dir alles erzählen, was er mir gesagt hat. Er ist von Reichenburg, und sein Großvater war auch ein Lebzelter. Ist es etwa derselbe Vater! von dem du schon so oft erzählet hast?

Vater. Ein Lebzelter von Reichenburg — sein Großvater! Höre auf zu weinen. Wer waren denn deine Eltern?

Anton (schluchzend). Sie — waren Kaufleute.

Vater. Und wie hieß denn deine Mutter?

Anton. Kunigunde.

Vater. Ach! sie ist's — Frau! sie ist's — die Tochter des braven Mannes, von dem ich so oft erzählte!

Mutter. Der dich so lieb hatte? Gott wie wunderbar sind doch die Wege deiner Vorsehung!

Vater. O die unglückliche Kunigunde! Lieber Anton! sey nun getrost; ich habe deinem Großvater viel zu danken. Die Hand Gottes hat dich recht geführt.

Mutter. Aber wie kommst du denn so hülflos hieher?

Anton. Ach! ich darf, ich kann es nicht sagen (weint).

Vater (ihn zutraulich bei der Hand nehmend). Sey getrost, mein Lieber! und erzähle uns alles ohne Scheu.

Anton (nach einem tiefgeholten Seufzer). Ach! meine Eltern sind einmal reich gewesen; aber hernach sind sie recht arm geworden. Wie das eigentlich zuging, weiß ich selbst nicht recht; denn ich und meine Schwester durften nicht zu Hause bleiben, und wenn wir hie und da zu den Eltern kamen, mußten wir gleich wieder fortgehen.

Mutter. Welche grausame Eltern, die ihr Herz wider die laute Stimme der Natur dem Kinde verschließen können!

Vater. O du unglückliche Kunigunde! Dieß sieht dir so ganz gleich! Und wer hat denn Elternstelle an euch vertreten, lieber Anton?

Anton. Wir wurden einer alten Wittwe zur Erziehung übergeben. Diese hat uns recht lieb gehabt, und täglich ermahnet, daß wir Gott fürchten und fromme Kinder werden sollten. Wenn manchmal Leute in ihr Haus kamen, und sie fragten, wem wir zugehörten, und unsere Nährmutter die Eltern nannte, da sagten die Leute mitleidig: „Die unglücklichen Kinder, ihre Mutter kann's ja nicht leiden, wenn ein Kind schreit. Aber gebt nur acht; es läßt sich ein Brunnen ausschöpfen; bei den beständigen Tafeln und Spielgesellschaften werden's ihre Eltern nicht lange mehr treiben, müssen zuletzt gewiß noch verderben." Mir that es recht wehe, und ich hätte weinen mögen, wenn die Leute so redeten, denn es waren meine Eltern, und ich liebte sie doch. Aber leider mußten wir erfahren, was die Leute vorhergesagt hatten. Denn bald starb ein reicher Herr, und nun wurden unsere Eltern (weinend) ins — Gefängniß abgeholt.

Eltern. Gott! ins Gefängniß!

Anton (nach einer Pause). Denn unter den Papieren dieses Herrn fand die Obrigkeit, daß ihm meine Eltern einige tausend Gulden herausgelockt hatten — unter dem Vorwande, einen Schatz finden zu wollen. Es wurde ein langer Prozeß geführt. Endlich starb der Vater im Gefängnisse; die Mutter mußte auf dem Schandsteine ausstehen, und dann ins Spinnhaus, wo sie in kurzer Zeit dem Vater nachfolgte.

(Beschluß folgt.)

Die Korn-Aehren.

Augustin war ein Knabe von hellem Verstande und großen Fähigkeiten. Was immer in der Schule gelernt wurde, das faßte er richtig und schnell, und er übertraf an Kenntniß alle seine Mitschüler. Der Lehrer hatte deßwegen große Freude an ihm. Aber mit Betrübniß hatte er auch bemerket, daß der Knabe täglich zunahm an Trotz und eitler Einbildung; denn er sah über andere Knaben mit verachtendem Stolze hinweg, und sein Mund war immer voll Prahlerei und hochmüthiger Worte. — Da jammerte der Lehrer, des aufgebläheten Knaben,

und er dachte in seinem Sinne: was nützt ihm doch sein Verstand und das Vielwissen — ohne die Güte und Demuth des Herzens? Es wird doch nichts aus ihm, wenn er nicht geheilt wird von seiner stolzen Einbildung!" Er führte also den Knaben eines Tags hinaus in das Saatfeld. Es war eben die Zeit, da die Früchte des Ackers herangereift waren, und hie und da banden die Schnitter schon Garben.

Sie standen vor einer schönen Kornbreite, und die Aehren rauschten im Winde.

Da sprach der Lehrer: „Mein lieber Augustin! du siehst hier mancherlei Aehren. Die einen erheben ihr Haupt stolz zu dem Himmel empor, die andern aber neigen es tief zur Erde hernieder; sag' einmal, welche von beiden ziehest du vor?

„Die ersteren," antwortete der Knabe, ohne sich lange zu besinnen, denn es geziemet dem Hohen, vor dem Niedrigen doch immer der Vorzug."

„So scheint es," versetzte der Lehrer, „aber du weißt wohl, der Schein betrügt uns gewöhnlich. Komm nur einmal, und sieh!" Und der Knabe trat hinzu, betrachtete die Aehren genauer und sprach: „Ach! ich habe mich geirret, denn taub ist jegliche Aehre, die da empor steht, und ich finde kein Körnlein darin. Aber schwer von Segen und voll Körner sind alle, die sich hernieder neigen zur Erde."

Da antwortete der Lehrer und sprach: „Sieh, da hast du nun ein Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Sag' mir, mein Lieber, wolltest du denn dem tauben, leeren Halme lieber gleichen, als der vollen, gesegneten Aehre?

Der Knabe schwieg, und schlug seine Augen beschämt nie-

der, denn er nahm die Worte des liebreichen Lehrers zu Herzen, und er fing von dieser Zeit an, stille und voll Demuth zu wandeln. Und der Lehrer und alle Menschen liebten ihn nur desto mehr; denn er nahm jetzt zu an Milde und Bescheidenheit mit jeglichem Tage.

Gott — auch der Waisen Vater.

(Beschluß.)

Mutter. Du lieber Gott! — im Spinnhause!

Vater. O, ihr seliger Vater hat ihr gar oft Unglücke prophezeit, wenn sie so widerspänstig war. Dahin führet endlich der Ungehorsam gegen die Eltern! und wie ging es nun weiter, mein Anton?

Anton. Als hernach die Sache untersucht ward, wurde unser Haus, und was sonst noch da war, verkauft, und die Schulden bezahlt. Da die Gläubiger noch vieles verlieren mußten, so blieb uns zwei Kindern nichts mehr übrig, als Armuth und Schande.

Vater. Arme bedauernswürdige Kinder!

Anton. Als der Mutter ihr Urtheil gesprochen war, ließ sie mich und meine Schwester Juliane noch zu sich rufen. Ach! diese Stunde will ich in meinem Leben nicht vergessen. Sie sah so abgezehrt aus, daß wir sie kaum mehr kannten, und vor Weinen und Wehklagen konnten wir alle drei lange nicht reden. Endlich bat uns die Mutter um Verzeihung, umarmte uns, empfahl uns Gott, und setzte die Worte bei:

„Kinder geht nie meinen Weg, und lasset euch das Unglück eurer Mutter in eurem ganzen Leben zur Warnung seyn.“ Dann weinten wir wieder, mußten gehen, und sahen sie nimmermehr.

Meine Schwester Juliane schämte sich so sehr, daß sie fortging, — und der liebe Gott weiß, wo sie jetzt herumbettelt, oder etwa gute Leute angetroffen hat.

Ich aber blieb bei unserer guten Nährmutter, die uns liebte, wie ihre eigenen Kinder. Allein sie ist nun ebenfalls gestorben, und so traf mich denn auch Julianens Loos. Die Kinder nannten mich nur den Spinnhaus-Buben, warfen mir den Schandstein vor, und — ich — kann — ja — nichts — dafür. — (schluchzt.)

Vater. Ja wahrlich, du kannst nichts dafür, lieber Anton! darum weine nicht: sondern sey getrost! es soll dir ja nimmer übel gehen. Was thatest du denn also, nachdem deine zweite Mutter auch gestorben war?

Anton. Ja, da ging ich denn auch fort, weil ich überall nur Schimpf erfuhr, und kein Mensch sich meiner annahm. Und da bin ich denn hieher gekommen, und bitte Sie jetzt, daß Sie Sich meiner erbarmen, damit ich nicht betteln darf. O, ich will recht fromm und fleißig seyn.

Vater. Nein Anton! du sollst nicht betteln. Sieh, ich stand bei deinem Großvater drei Jahre in Arbeit, und habe auf meinen Wanderschaften nirgends so viel Gutes empfangen, als von ihm. Ich freue mich, an dir, lieber Anton! deinem Großvater einigermaßen die Liebe gegen mich erwiedern zu können. O! dein Großvater war ein edler Mann, und wenn ihm deine

Mutter in ihrem Leichtsinne so ungehorsam war, sagte er oft zu ihr: „Kunigunde! ich fürchte, du wirst deinen Leichtsinn einmal zu spät bereuen. Ich erlebe es vielleicht nimmermehr; aber die Strafe des Ungehorsams bleibt nicht aus.“ Und nun müßt ihr armen Kinder ihren Leichtsinn und Uugehorsam büßen! Anton! halte dich wohl; und bleib' ein gutes Kind, du sollst bei uns versorgt seyn.

„O Gott! wie dank' ich dir,“ sprach Anton, und küßte den Eltern voll Freude die Hände.

Auch Peter dankte ihnen mit sichtbarer Freude, daß sie sich auf seine Bitte des armen Knaben so gerne erbarmten, und rief frohlockend: „weil ich nun wieder einen lieben Anton habe!“

Und noch eins, lieber Vater! der Anton da kann recht schön singen. Als er unter dem Baum dort saß, hat er so schön gesungen, daß ich mich recht verwundert habe.

Vater. Und was hast du denn schönes gesungen Anton?

Anton. Das Lied, welches ich und meine Schwester gar oft sangen, als wir so arm und elend wurden. Unsre liebe Wittwe hat es uns gelehrt. Juliane hat allemal vorgesungen, ich habe ihr secundirt, und mitunter auch auf der Pfeife geblasen.

Vater. So sing' uns doch das Lied auch.

Nun zog Anton seine Pfeife aus der Tasche, spielte ein wenig darauf, und fing dann das Lied zu singen an.

O Gott! wie glücklich ist das Kind,
Deß Zuflucht fromme Eltern sind!
Wenn treue Liebe sorgsam sucht,
Es aufzuziehen in weiser Zucht!
So kann es sich der Eltern freu'n,
Und selber gut und glücklich seyn.

Wenn aber Eltern sorglos sind,
Nur auf sich seh'n, nicht auf das Kind,
Stets auf die Welt, nicht auf Gott bau'n,
Und nur auf Lust und Freuden schau'n,
So muß in Elend oft das Kind
Schwer büßen noch der Eltern Sünd'.

Und sind die Eltern nimmermehr,
So irrt es ohne Hülf' umher,
Dieß fühl' ich, ach! und bittrer Schmerz
Durchdringt mein armes Waisenherz;
Denn Kummer, der so wehe thut,
Und Thränen sind mein Erbegut.

Doch weine nicht, leid mit Geduld:
Du leidest nicht, aus eigner Schuld,
Gott ist ja auch der Waisen Gott,
Sieht ihre Armuth, ihre Noth.
Hört er doch auch die Raben schrei'n,
Und mir soll er nicht Vater seyn?

Zu ihm fleh' ich mit Zuversicht,
Er hört mich, und verläßt mich nicht.
Es giebt noch Menschen — mild und gut.
Wenn ihnen Gott das Herz aufthut,
So theilen sie die Gottes=Gab,
Und trocknen mir die Thränen ab.

Vater. Laß dich umarmen, edler Junge! Einem Kinde, das so herzlich, wie du, auf Gott vertraut, kann es an Hülfe nicht fehlen. Sieh! du hast nun an uns Menschen gefunden, denen Gott das Herz aufgethan hat, und die dich verpflegen werden, wie deine eigene Eltern. Fahre nur fort, immer so kindlich auf Gott zu vertrauen, dann wirst du sicher dein Glück in der Welt machen.

Peter sprang jetzt munter um Anton herum, und sprach zu ihm: „Nun lieber Anton, wollen wir einander recht lieb haben, und recht brav und geschickt werden.“

Den armen Knaben nahmen sie dann mit sich in ihr Haus, und erzogen ihn, wie ihren eigenen Sohn.

Peter gewann ihn so lieb, daß sie miteinander umgingen, wie Brüder. Die Eltern ließen beide noch ein Jahr gemeinschaftlich in die Schule gehen, und sie sodann auch in allen andern guten Kenntnissen miteinander unterrichten.

Anton zeichnete sich durch Fleiß und Frömmigkeit vor allen Kindern rühmlich aus, und seine Wohlthäter waren mit ihm so zufrieden, daß sie an ihm nichts mehr zu wünschen hatten; aber zu trösten hatten sie ihn oft, wenn er manchmal über das traurige Schicksal seiner Eltern nachdachte, und nach seiner lieben Juliane seufzte.

Nach einigen Jahren ließ ihn Wilger das Seifensieder-Handwerk lernen, weil Anton dazu vorzügliche Lust bezeigte.

Anton ward daher einem Seifensieder in das Haus gegeben, der Wilgers guter Freund war. Wilger bezahlte das Lehrgeld für ihn, und versorgte ihn mit Wäsche, Kleider und allem Nöthigen.

Auch da hielt sich Anton so wohl, daß sich der Seifensieder seiner nicht genug freuen konnte. Mit jedem neuen Jahre gewann er ihn noch lieber; denn Anton hatte noch kaum seine Lehrjahre zur Hälfte vollstreckt, als er seinen alten Herrn schon so geschickt aller Mühe zu erheben, und sich sowohl in alle seine Launen zu schicken wußte, daß dieser ohne seinen Anton nimmer hätte leben mögen.

Daher kam es denn auch, daß sich der Seifensieder nach geendeten Lehrjahren entschloß, Anton seine Tochter zur Braut, und Haus und Vermögen dazu zu geben. Wilger stattete Anton aus, und gab ihm 500 fl. zum Heirathgut. Noch dazu mußte das junge Paar in Wilgers Hause Hochzeit halten; „Denn — sprach Wilger — ich habe Anton an Kindesstatt angenommen; ich bin ihm auch die letzte Ehre schuldig.“

Die nächsten Verwandten beider Häuser machten die kleine Gesellschaft der Hochzeitgäste aus, und ein niedliches geräuschloses Mahl mit traulichen Gesprächen gewürzt, war die freundliche Bewirthung im Wilger'schen Hause.

Es war bereits zur Hälfte aufgetragen, als der Tischdiener meldete, es wäre eine Zitterschlägerin unten, ob sie sich nicht hören lassen dürfte.

„Eben recht, sprach Wilger, sie soll herauf kommen.“

Nun trat eine wohlgekleidete Jungfrau schüchtern herein, und die untersten Gäste hatten bemerkt, daß sie sich beim Hereintreten die Augen abgetrocknet hatte. Sie schlug einige schöne Stückchen, und die Freude der Hochzeitgäste ward dadurch nur noch größer. Freundlicher noch begegneten sich sich bei dem lieblichen Saitenklange die Blicke der Gäste, und leichter noch floßen am Ende eines jeden Stückchens die traulichen Gespräche.

Endlich fing die Zitterschlägerin auch zu singen an:

„O Gott! wie glücklich ist das Kind,
Deß Zuflucht fromme Eltern sind!“

Mehr sang sie nicht, als der Bräutigam betroffen aufsprang. Er bebte am ganzem Leibe, und nahte sich mit starrem Blicke und

offenen Armen der Sängerin. Alle Gäste stunden mit auf, und verstanden nicht, was ihm wäre.

Die Sängerin hatte die erste Strophe des Liedes noch nicht vollendet, als er sie in seine Arme schloß, und voll Freuden ausrief: „Juliane! ja du bist es, meine liebe Schwester Juliane!!“

Die Sängerin konnte vor Verwunderung und Freude lange nicht zu Worten kommen. „Anton! mein wiedergefundener Bruder!!“ — sprach sie endlich, und sank noch fester in seine Arme.

Alle Hochzeitgäste stimmten in den Jubel der Geschwister, und Wilger und der Seifensieder führten Julianen an ihren Armen hin zur Tafel, und sie mußte zwischen Braut und Bräutigam Platz nehmen.

Die beiden Väter erzählten ihr nun, wie ihr Bruder Anton nach Hohlstädt gekommen, und Bräutigam geworden sey. Sie hatten die kurze Erzählung kaum geendet, als ihnen Anton voll rascher Freude in die Rede fiel: „Ums Himmelswillen, liebe Schwester! und wie hast du denn die Zitter schlagen gelernt?“

Du sollst gleich alles hören, lieber Anton! — erwiderte die Schwester — ich will von vorne zu erzählen anfangen:

Du weißt, wie verächtlich man uns in Reichenburg überall begegnete. Es that mir zu wehe; ich entschloß mich also, in eine entfernte Gegend zu wandern, wo ich unbekannt wäre, und mich mit Dienen forzubringen dachte. Ich kam bis Willersheim. Da ging ich allerest in die Kirche, und betete recht herzlich zu Gott, er möchte mich in ein gutes Haus führen, und zu frommen Leuten kommen lassen, unter denen meine Unschuld gesichert wäre.

Dabei fiel mir unser Elend mit seiner ganzen Schwere auf das Herz, und ich mußte bitterlich weinen. Eine Frau, die neben mir kniete, hatte alles bemerkt, und als ich aus der Kirche ging, fragte sie mich, wer ich wäre, und warum ich denn so gar eifrig gebetet hätte? Ich sagte ihr, daß ich eine arme Waise wäre, und in der Stadt Dienste suchte. Hierauf versetzte sie, ob ich denn nicht zu ihr kommen möchte?

Da sie so mitleidig mit mir that, und so fromm aussah, nahm ich den Antrag mit dankbarer Freude an. Sie war eine reiche alte Wittwe, und lebte mit einem Dienstboten in häuslicher Stille von ihren eigenen Mitteln.

Ich konnte Gott nicht genug danken, daß er mich so väterlich geführt hatte; denn ich ward bei ihr so gut gehalten, und bald auch so sehr geliebt, wie von unserer zweiten Mutter, der Wittwe zu Reichenburg. Ich erzählte ihr nach und nach unser ganzes trauriges Schicksal, und da nahm sie so lebhaften Antheil an allem, daß sie oft selbst mit mir weinte. Wenn ich ihre Tochter gewesen wäre, sie hätte mir nicht besser seyn können.

Ich suchte ihr aber auch Freude zu machen, wie und wo ich konnte. Ich sang ihr allerlei Lieder vor, und da sie an der Musik so große Freude hatte, ließ sie mich bei einem Manne in der Nachbarschaft die Zitter schlagen lernen. Stundenlang saß ich dann oft neben ihr, schlug meine Zitter und sang dazu. Da war sie allemal in ihrer höchsten Freude.

So vergingen einige Jahre, bis sie krank wurde. Ich wartete ihrer mit aller Liebe, und sie sagte oft zu mir: „Juliane! wenn ich auch sterben sollte, ich werde deiner gewiß denken! Allein da sie immer schlechter wurde, kamen bald die Verwandten,

und gingen nicht mehr weg von ihr. Zuletzt ward sie von einem Schlage berührt, daß sie kein Wort reden konnte. Ich durfte schon vorher nimmer allein mit ihr sprechen, und die letzten Tage sah ich sie nicht einmal mehr; denn die Verwandten konnten mich durchaus nicht leiden.

So starb sie dahin — Gott tröste sie, die liebe gute Frau!

Sie war kaum begraben, als mir die Verwandten erst recht hart begegneten. Sie nannten mich eine Hergelaufene, und drohten mir, sie wollten mich aus dem Hause jagen, wenn ich nicht selbst ginge. Ich begehrte meine Kleider. Aber da all mein weniges in dem Kasten meiner Wohlthäterin verschlossen war, so bekam ich nichts, und mußte fort, wie ich ging und stand. Nur meine Zitter nahm ich mit mir, und beschloß nach Reichenburg zu gehen, um dich, lieber Anton, aufzusuchen.

Ich kam bis hieher, und mein weniges Geld war schon aufgezehrt. Was wollte ich nun thun? Im Wirthshause hörte ich erzählen, daß hier im Hause eine Hochzeit sey. Da dachte ich, könnte ich mir mit meiner Zitter einige Kreuzer verdienen, damit ich doch nicht betteln dürfte bis Reichenburg.

Und ich kam, habe dich gefunden, und bin nun in deinen Armen, lieber theurer Bruder!

„Und nun ist meine Hochzeitfreude erst ganz geworden, sprach Anton, weil ich nur dich, liebe Juliane! wieder gefunden habe.“

Ein edler Wettstreit entstand nun zwischen den zwei Vätern, welcher vor dem andern Juliane in sein Haus aufnehmen dürfte. Wilger behielt endlich die Oberhand. „Denn, sagte er, wo der Bruder zu Hause ist, da gehört auch die Schwester hin; ich habe

das Vorrecht." So ward der Hochzeittag mit neuen Freuden, und Lobpreisungen Gottes geendet.

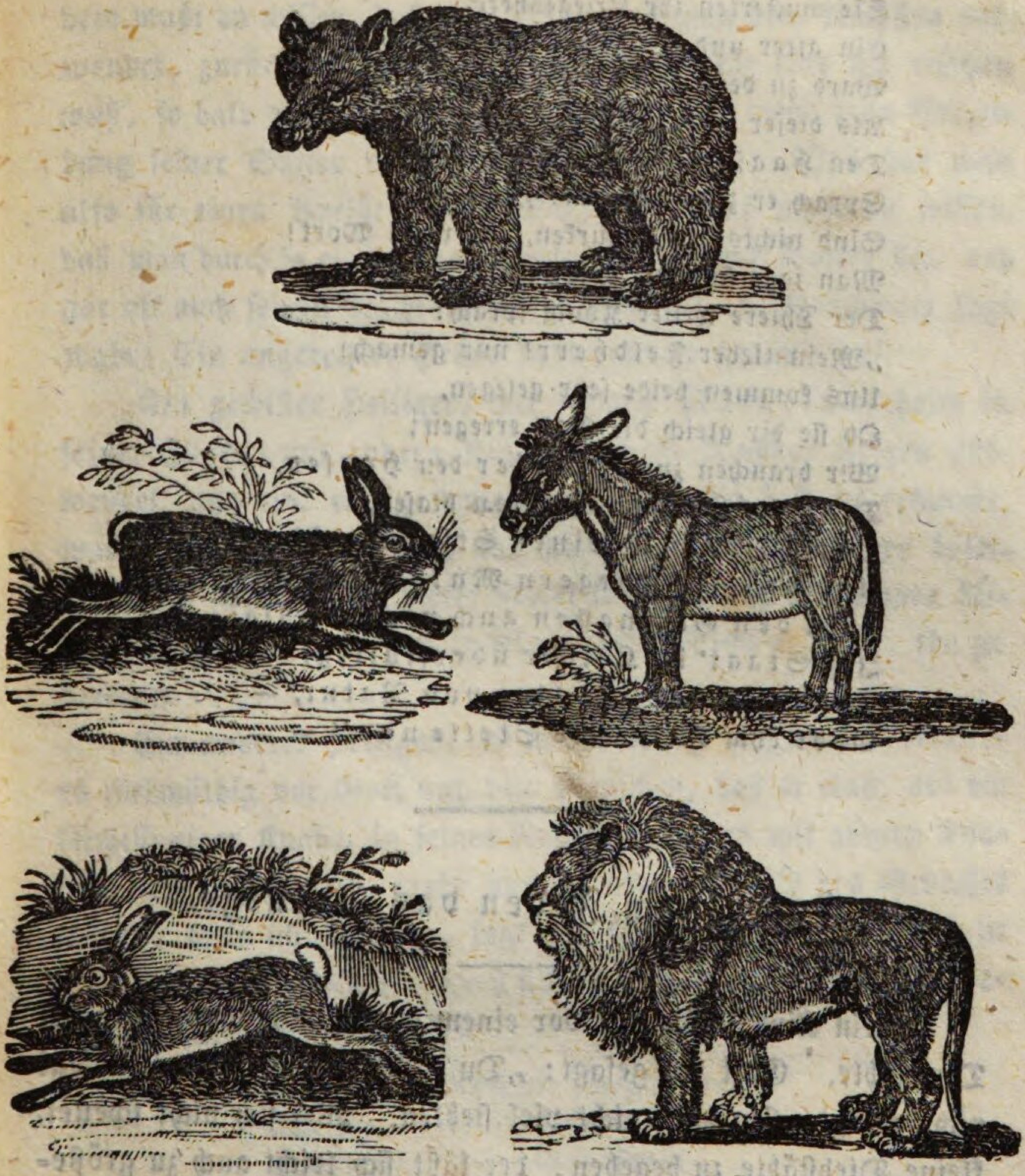
Juliane ward dann in Wilgers Hause eingeführt, und Wilger sprach zu ihr: „Juliane! bis hieher hat dir Gott geholfen, und in meinem Hause, und an der Seite deines Bruders wird er dich auch nicht ohne Hülfe lassen."

Das betende Kind.

In meiner frühen Kindheits-Blüthe
Bitt' ich dich Gott um Herzensgüte;
Um Arbeitslust und um Verstand,
Daß ich einst nütz' dem Vaterland.

Lohn des Vertrauens.

Lern' als ein Kind den Schöpfer lieben,
Den großen Vater dieser Welt;
Bemühe dich nur das zu üben,
Was ihm dem Heiligsten gefällt.
Vertraue ihm dein ganzes Leben,
Weich' von ihm keinen Fingerbreit
Denn Gott, der dir es hat gegeben,
Ist stets mit Trost und Hülf' bereit.



Der Bär, der Esel, der Haase und der Löwe.

„Es wollten vor uralten Zeiten
Die Thiere mit den Vögeln streiten;

Sie musterten ihr Kriegesheer.
Ein älter und erfahr'nee Bär
Ward zu dem Feldzug General!
Als dieser in der Krieger Zahl
Den Haasen und den Esel sah,
Sprach er zum Löwen: „diese doch
Sind nichts als Schurken, auf mein Wort!
Man jage sie vom Heere fort."
Der Thiere weiser König sprach:
„Mein lieber Feldherr! nur gemach!
Uns kommen beide sehr gelegen,
Ob sie dir gleich die Gall erregen;
Wir brauchen zum Kourier den Haasen,
Der Esel soll zum Treffen blasen,
Den Feind mit seiner Stimm' erschrecken
Und unsern Kriegern Muth erwecken."
Laßt den Geringsten auch nicht müßig;
Im Staat' ist Keiner überflüssig,
So schlecht er sein mag von Natur, —
Gebt ihm die rechte Stelle nur." —

Laß einem Jeden das Seinige.

Mein Kind! hüte dich vor einem jeden, auch dem geringsten Diebstahle. Gott hat gesagt: „Du sollst nicht stehlen;" er hat nicht gesagt: Du sollst nicht viel stehlen. Wer sich nicht scheuet, kleine Diebstähle zu begehen, der läßt sich leicht auch zu größeren verleiten. Laß einem Jeden, was ihm gehöret, wie du auch willst, daß man dir lasse, was dir gehört. Wie wohl wird es dir einst thun, wenn du hierin dein Gewissen rein erhältst! Zu

dem mußt du wissen, daß man Das, was man dem Nächsten entwendet, zurückgeben oder auf was immer für eine Art ersetzen muß, so bald und so gut es geschehen kann, wenn man Verzeihung seiner Sünde von Gott erlangen will. Was hat man also für einen Vortheil vom Stehlen? Auch mußt du wissen, daß man durch so eine Ungerechtigkeit, den Fluch Gottes sich, und gar oft auch seinen Nachkommen zuzieht. Das Sprüchwort sagt wahr: Ein ungerechter Heller frißt hundert gerechte auf.

Ein gewisser Heiliger, mit Namen Makarius, hatte in seiner Jugend mit andern Kindern einem Nachbar Feigen entwendet, und eine einzige davon gegessen. So bald er erkannte, was das heiße, Gott auch nur mit der geringsten Sünde beleidigen, so schmerzte ihn dieser Fehler so sehr, daß er darüber bittere Thränen vergoß, und in seinem Leben nicht aufhörte, ihn zu bereuen.

Ein anderer Heiliger, es ist der heilige Augustin, bekennet es wehmüthig vor Gott und den Menschen, daß er einst, als ein leichtsinniger Knabe, in seines Nachbars Garten mit andern Knaben Aepfel gestohlen, mehr aus Muthwillen, als des Genusses wegen: denn ich hatte ja, sagt er, selbst solche und bessere in meines Vaters Garten. Dieß sind Beispiele zur Warnung, besonders für junge Obstdiebe.

Wer seinem Nächsten Unrecht thut,
Und sich vergreift an fremden Gut,
Bereitet sich und seinen Erben
Fluch und Verderben.

Religiöser Zuruf an Kinder.

Strebt stets nach Tugend, liebe Kinder!
Wallt nur die Bahn der Sittlichkeit,
Flieht wie die Pest den Pfad der Sünder,
Euch quälte Reue mit der Zeit.
Ein edles Herz, ein rein Gewissen,
Soll keines nie bei sich vermissen,
Lehrt Jesus Evangelium.

Anwendung der Jugendjahre.

Wer seine Jugend nützen will,
Der sitz' nicht stets beim Ofen still,
Er hüpfe, lache, springe;
Betrachte Baum und Schmetterling,
Ihm sey der Wurm nicht zu gering,
Hör' wie der Vogel singe.

Sey folgsam Eltern, Lehrer, Gott
Und geb' sieht er des Armen Noth,
Ihm liebreich eine Gabe;
Früh strenge er den Geist schon an,
Zu lernen daß er etwas kann,
Und einst sanft ruht im Grabe.

Anwendung der Zeit.

Nicht in jugendlichen Tändeleien,
Schwinde meine Zeit, bei eitlem Scherz;
Nur dem Nützlichen will ich mein Leben weihen,
Daß einst krönt Zufriedenheit mein Herz.

Das Fischangeln.

Gottfried stand an dem Bache, welcher hinter dem Hause seiner Eltern vorbeifloß, und angelte Fische. Ein junger Erlenbaum stand neben dem Bache, und der kleine Fischer hatte sich immer im Schatten des Baumes gelagert: denn es schützte ihn das dichte Laub vor dem brennenden Sonnenstich, und die Fische suchten den Schatten, und er konnte sie hier am leichtesten fangen. Hatte er nun etliche Fische bekommen, so trug er sie freudig nach Hause, und wenn sie die Mutter ihm kochte, so aß er ein Fischlein, welches er selbst gefangen hatte, viel lieber, als die kostbarste Speise: denn am süssesten schmecken die Früchte des eigenen Fleißes.

Gottfried hatte eines Tages lange vergeblich geangelt; da riß auf einmal ein schwerer Fisch an dem Angel, und Gottfried zog eilig, und er zog, was er konnte, mit beiden Händen, und sieh! ein großer, großer Hecht war an dem Angel, und der Knabe freute sich schon in seinem Herzen des glücklichen Fanges.

Aber da streifte der unvorsichtige Junge im Taumel der Freude den zappelnden Fisch durch die Aeste des Baumes, und der schöne Hecht war schnell wieder los, und in das Bächlein gefallen.

„Ach! wehe!“ schrie Gottfried, und warf zornig die Angelruthe von sich, weinte vor Aerger, und lief in der Hitze des Unwillens hinein in das Haus, holte eine Axt, und hieb die Erle mühsam zu Boden. „Fort mit dir, feindseliger Baum! sprach er, damit du mir nicht ferner meine Freuden verderbest.“

Aber der thörichte Junge wußte nicht, was er that; denn er hatte sich jetzt sein unschuldiges Spiel selbst auf immer verdorben. Da die Fische den geliebten Schatten nicht mehr fanden, so biß auch keiner mehr an den Köder, und so stand und saß der arme Knabe oft halbe Tage am Bächlein, schwitzte, ohne Schirm vor der brennenden Hitze erbärmlich, und vermochte nichts mehr zu fangen. Da fragte ihn einmal der Vater: „Aber sag' mir doch, Gottfried! immer noch gehst du so emsig ans Bächlein, und kommest allzeit so erhitzet, und mit leeren Krüglein wieder zurück.“

Da war der Knabe traurig, und schlug seine Augen nieder zur Erde. „Ach, mein Vater! ich habe übel gethan, und die voreilige That schon vielmal bereuet —!“ so sprach er, und erzählte dem Vater, was ihm begegnete.

Und darauf erwiederte also der Vater: „Mein lieber Sohn! allzeit ergehet es so, wenn man mit Leidenschaft thut, was

die Hitze der Ungeduld eingibt. Es entsteht gewöhnlich aus dem Schädlein ein zwei- und dreifacher Schaden. Das kleinere Uebel gelassen ertragen, und es für die Zukunft durch kluge Vorsicht verhüten — dieses, mein Sohn, ist weise gehandelt."

„Möge dieses das erste- und letzte Mal seyn, daß du, durch eigenen Schaden belehrt, eine voreilige That zu spät bereuest!!"

Die traurigen Folgen der Lüge.

Manches, was in spätern Jahren ein Laster wird, ist in der Kindheit oft nur eine üble Gewohnheit, und könnte bei einiger Aufmerksamkeit leicht unterdrückt werden. Dahin gehört auch das Lügen, das, wie der Krebs, immer mehr um sich frißt und endlich die ganze Sittlichkeit verschlingt. Gleichwie ein Kranker, dessen Körper vom Krebs zerstört wird, sich endlich, sogar von seinen nächsten Freunden und Verwandten, verlassen sieht; so flieht Jedermann den Lügner. Das hatte Landsberg, der reichste Mann in einer königlichen Hauptstadt, seinem Sohne Julius oft gepredigt, als er den unseligen Hang an ihm bemerkte, bald aus falscher Schaam, bald um rein zu erscheinen, bald aus bloßem Muthwillen zu lügen. Er beschämte und züchtigte ihn, so oft er ihn auf Verdrehung der Wahrheit ertappte; er verdoppelte von Jahr zu Jahr die Strenge seiner Züchtigungen, und stellte ihm den Wahrheit liebenden Anton, einen von einem ehemaligen Wohlthäter angenommenen Pflege-Sohn zum Muster auf.

„Jede Lüge," pflegte er zu sagen, „hat mehr oder weniger

schlimme Folgen, die kleinsten bisweilen die schrecklichsten, könnte man ihnen nur immer nachspüren. Darum Julius, scheue jede Verletzung der Wahrheit ärger als das Feuer und Wasser. Giebst Du meinen Worten jetzt nicht Gehör, so prophezeihe ich Dir, Du wirst zu spät mit bitterer Reue meiner Warnung hier gedenken."

Julius, der leider bei seiner blinden Mutter immer Schutz fand, dachte bei sich selbst: „Der Vater ist auch gar zu pedandisch," nahm sich vor ihm in Acht, und log übrigens nach Herzenslust.

Eines Tages spielte er im Hofe Ball mit Anton. Beide schlugen und warfen den Ball mit jugendlicher Stärke, wobei jedoch Anton sich stets in Acht nahm, den Fenstern nicht zu nahe zu kommen. Julius hingegen, minder vorsichtig, that einen Wurf, der nicht nur das Fenster in dem Schlafzimmer, sondern sogar im Zimmer selbst eine Mundtasse zertrümmerte, die, als das Geschenk einer guten, verstorbenen Freundin, der Mutter sehr lieb war. Zornig fuhr sie ans Fenster und rief: Wer hat das gethan? Beide Knaben verstummten erschrocken. Wer hat das gethan, wiederholte sie noch ein Mal in verstärktem Tone.

Anton, sagte Julius, ohne darüber in Verlegenheit zu kommen, und machte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal die Erfahrung, daß, wenn man auch nur zum Scherze das Lügen sich angewöhnt, man bald in ernsten Fällen fast unwillführlich Gebrauch davon macht, als von dem ersten besten Mittel, welches die verdorbene Seele aus Gewohnheit darbietet.

„Warte!" rief die Mutter dem verstummten Anton zu: „das sollst Du mir büßen müssen! diesen Abend lasse ich Dich

durch den Kutscher peitschen!" — Schon ein Mal hatte sie diese grausame Züchtigung an ihm vollstrecken lassen und dadurch Furcht eingejagt. Er entschloß sich, diese Strafe nicht zum zweiten Male auszustehen und lieber sein Brod in der weiten Welt zu betteln. Kaum hörte er diese schreckliche Drohung noch einmal, als er, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Hause ging und verschwand.

Jetzt fühlte Julius Gewissensbisse. Er schlich herum, ihm war nicht wohl zu Muthe. Als der Abend kam und die Dienstboten zum Essen gerufen wurden, erschien Anton nicht. Der Vater fragte: „wo ist Anton?" — „Er wird wohl schon in seine Kammer gekrochen seyn," antwortete die Mutter, „denn er hat etwas angestellt." Und nun erzählte sie das Zerbrechen ihrer Tasse, was ihr so leid gethan, und daß sie ihm eine Strafe angedrohet habe. Sie sagte aber wirklich nicht, welche. Landsberg bat für ihn, sie sagte aber weder Ja, noch Nein. Das muß nun freilich eine harte Frau gewesen seyn. Der Vater ging indeß ruhig zu Bette, meinend, Anton verschlafe längst alle Furcht. Aber Anton kam nicht mehr nach Hause, und Julius, der schon Abends bei Tische die Qual des bösen Gewissens empfunden hatte, konnte am Morgen die Angst nicht länger bergen; er ging zu seiner Mutter und bekannte Alles. Sie erschrack, allein, statt ihn zu bestrafen, ermahnte sie ihn, ja dem Vater nichts davon zu sagen, weil er sonst sehr über ihn erzürnt werden würde. Und so beharrte er auf seiner Lüge.

Der bekümmerte Landsberg sandte auf alle Straßen, und ließ den Entwichenen auffordern zurückzukehren, und eines

liebevollen Empfanges gewiß zu seyn; aber alle seine Nachforschungen waren vergebens; er mußte sie endlich aufgeben. Freilich empfand jetzt Julius Schmerz und Reue darüber, denn er hatte seinen Jugendfreund aufrichtig geliebt; aber er vergaß ihn bald, nur den Vorsatz hatte er gefaßt, nicht wieder zu lügen, wenn es einem Andern schaden könnte. Als ob es möglich wäre, dieses voraus zu sehen!

Zwei Jahre nachher machte er zu Pferd eine kleine Reise nach einer acht Meilen weit entlegenen Stadt, wo ein ziemlich berühmter Jahrmarkt gehalten wurde. Auf dem Hinwege kam er an eine Stelle, wo sich die Landstraße in zwei ganz gleich gebahnte Straßen theilte. Er wählte zufällig die unrechte, wurde jedoch bald von einem Bauer zurecht gewiesen, kam glücklich nach Lindenheim (so hieß die Stadt), kaufte, was ihm gefiel, tanzte, spielte, und kehrte, als der volle Beutel früher, als er geglaubt hatte, ausgeleert war, ganz unmuthig heim, denn ihn drückte das Gefühl, daß er Zeit und Geld verschwendet hatte.

Als er nnn wieder an jenen Scheideweg kam, begegnete ihm ein junger Reiter, der große Eile zu haben schien und ihn hastig fragte: welches der rechte Weg nach Lindenheim sey? — Julius zeigte ihm den unrechten. Der Reiter wendete und ritt schnell fort. „Bin ich doch auch eine halbe Stunde umgeritten,“ sagte Julius lachend zu sich selbst, „er mag sehen, wie er zurecht kommt.“ Ohne weitern Zufall erreichte er seinen Wohnort, gedachte seines gemachten Fehlers selten und dann nur mit einem schadenfrohen Lächeln.

Auf jenem Jahrmarkte hatte er unter andern eine gefähr-

liche Bekanntschaft mit abgefeimten Spielern gemacht, die, nachdem sie dort ihre Schafe geschoren hatten, in die Residenz kamen um dort ihr Spielhandwerk fortzutreiben. Julius, der unerfahrene Jüngling, fiel in ihre Schlingen und verspielte eine Menge schöner Goldstücke, welche die Mutter ihm zugesteckt hatte. Am letzten Abend, als diese Habichte ihn plünderten und er eine ziemlich große Summe auf den Tisch zahlen mußte, fand sich, daß es einige Thaler zu viel waren. Er setzte auch diese noch auf eine Karte, gewann, verdoppelte den Satz, gewann wieder, und so noch einige Male, denn die Gauner ließen ihn absichtlich gewinnen, um ihn nicht abzuschrecken. Nun legte aber der Banquier (Wechsler) die Karten nieder und bezahlte ihm seinen Gewinn statt mit Geld mit einer Banknote. Julius steckte sie ein und kam nicht wieder.

Zufällig erblickte der Vater diese Banknote in seiner Hand, besah sie aufmerksam und fragte: wo er sie her bekommen habe? — Der Sohn, der nicht bekennen wollte, daß er einem Spielgelage beigewohnt, antwortete: „ich habe sie eingewechselt von unserm Nachbar, dem Kaufmann Herz.“ — Ueberlaß sie mir,“ sagte der Vater, nahm sie, zahlte ihm den Werth mit Geld, und Julius bekümmerte sich weiter nicht um die Ursache, aus der sein Vater den Besitz gerade dieser Banknote wünschen mochte. Nun hatten sich aber schon seit einigen Monaten in der Residenz solche Banknoten blicken lassen; die Regierung war aufmerksam geworden und hatte einigen vertrauten Männern, unter andern auch dem alten Landsberg, aufgetragen, die Quelle dieses Uebels auszukundschaften, und bei dem geringsten Argwohne, mit Hülfe der Polizei, die

strengsten Untersuchungen anzustellen. Der Kaufmann Herz, den Julius genannt hatte, war in Kurzem schnell reich geworden; dieß machte ihn verdächtig. Landsberg benachrichtigte die Polizei von diesem Verdachte, drang um Mitternacht in des Kaufmanns Wohnung, ließ ihn bewachen und vom Boden bis zum Keller Alles durchsuchen. Aber es fand sich durchaus nichts, vielmehr erhellte aus des Mannes Tagebücher, daß er bloß durch Fleiß, Ordnung und besonderes Glück seinen Wohlstand vermehrt hatte. Landsberg bezeigte ihm seine Achtung und sein Bedauern über den Schrecken, den er ihm verursachte, erklärte ihm auch, es sey auf Veranlassung der falschen Banknote geschehen, die er seinem Sohne ausgewechselt habe. Der Kaufmann betheuerte, der junge Herr habe nie Geld bei ihm gewechselt, und Landsberg stand mit tiefer Beschämung im Namen seines Sohnes vor dem redlichen, gekränkten Manne. Er wußte sich kaum zu fassen, eilte heim, ließ noch in derselben Nacht Julius wecken, vor sich kommen, und empfing ihn mit gerechtem Unwillen.

Der Jüngling, dessen Herz nicht verhärtet war, bekannte jetzt ohne Umschweife. Es thue ihm in der Seele wehe, sagte er, aber wer hätte glauben können, daß eine so unbedeutende Lüge — — „Keine Lüge ist unbedeutend!" fuhr ihn der Vater an, „danke Gott! wenn diese Lüge keine schlimme Folgen hat, als deine Schande." — Leider hatte sie noch weit andere, noch weit schrecklichere Folgen. Des Kaufmanns Frau lag nämlich schon einige Tage krank. Der Schrecken, den der nächtliche Ueberfall ihr verursachte, zog ihr ein heftiges Fieber zu, an dem sie starb. Sie ließ einen trostlosen Mann und fünf

Waisen zurück. Das rührte den Lügner im Innern, und, in Thränen der Reue sich badend, stürzte er seinem Vater zu Füßen und schwur: es solle nie wieder die kleinste Unwahrheit seine Lippen beflecken.

„O!" rief Landsberg schmerzlich, „Du hast dieses späte Bekenntniß theuer erkauft. Wenn Du mein Sohn bist, so wird der Schatten dieser edlen ermordeten Frau Dich bis zum Grabe umschweben."

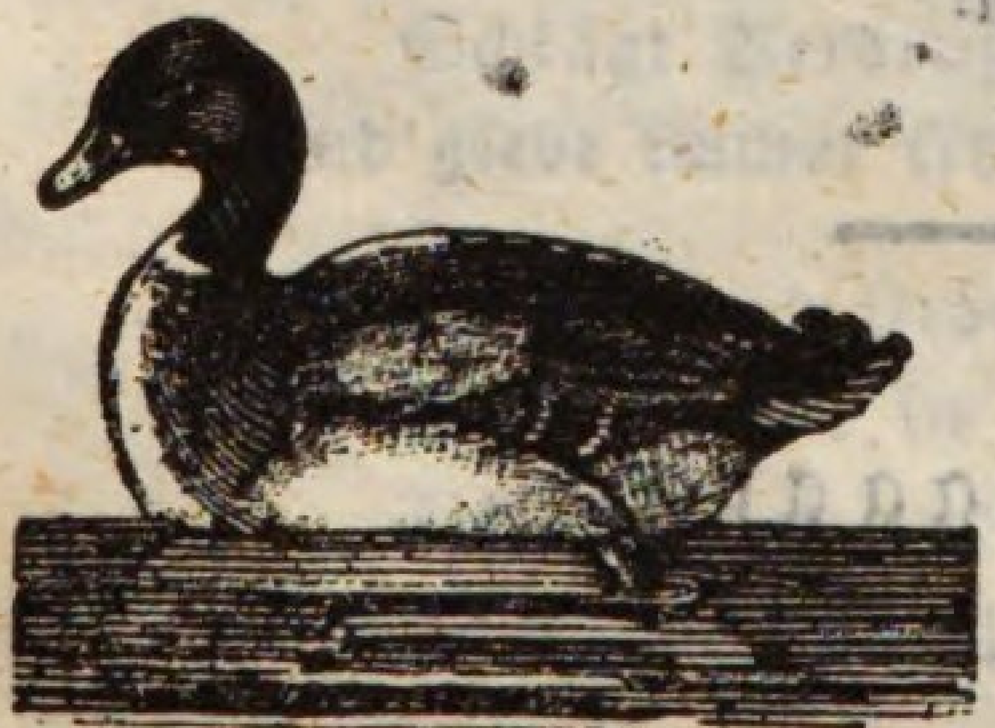
Und, so war es auch. Julius ging immer tiefsinnig umher, fand nirgends Ruhe, und sann Tag und Nacht auf Mittel, sein Vergehen wieder gut zu machen. Unerwartet trat er einst vor seinen Vater und sagte: „Vater, werden Sie nichts dagegen haben, wenn ich eines Kaufmanns Tochter heirathe? Landsberg stutzte Anfangs. Doch als er vernahm, daß Julius die Tochter des Kaufmann Herz meine, die weder durch Schönheit noch Verstand, noch Geburt sich auszeichnete, da errieth er das Gefühl, welches diesen Vorsatz seinem Sohne eingeflößt, umarmte ihn gerührt und sagte: „Geh', ich bin's zufrieden." Auf der Stelle ging Julius und ließ sich bei dem alten Herz melden, der ihn mit sichtbarem Widerwillen empfing. „Ich komme," sagte Julius, „um wieder gut zu machen, was meine Unbesonnenheit verbrochen hat."
— Mit einem bittern, schmerzlichen Lächeln fragte der Kaufmann: „Wie das?" Julius machte seinen Antrag. Das überraschte den Alten. Der Sohn des reichen Landsberg, der überdieß ein braver Jüngling war, wenn er nur nicht log; eine solche Verbindung hatte die Tochter des Kaufmann Herz nicht erwarten dürfen. Sie wurde geschlossen und Julius

beruhigte jetzt sein Gewissen durch den Zuspruch: „ich habe als ein ehrlicher Mann Alles wieder gut gemacht.“

Allein er wurde bald inne, daß die bösen Folgen einer Lüge sich nicht immer wieder gut machen lassen. Einst machte er mit der Tochter des Kaufmanns, jetzt seiner Frau, eine Reise auf denselbeu Jahrmarkt nach Lindenheim, den er vor einigen Jahren besucht hatte. Als sie an die Stelle kamen, wo er dem Fremden aus bloßer Neckerei den unrechten Weg gezeigt hatte, fiel ihm zum ersten Mal die Lüge aufs Herz. Er wollte seiner Frau Alles erzählen, aber die Schaam verschloß ihm den schon geöffneten Mund.

Auf dem Jahrmarkte gab es wie gewöhnlich viel Gewühl, viel zu schauen, viel zu verkaufen: Das junge Ehepaar schlenderte den ganzen Tag von einer Bude zur andern, und fand viele Zerstreuungen unter den tausend Menschen-Gesichtern. Ermüdet hatten sie sich am Abende an der Wirthstafel unter mancherlei Gästen gelagert, da wurden — wie an solchen Tagen zu geschehen pflegt — allerlei Kleinigkeiten feil geboten, unter anderen auch kleine Körbchen, sehr niedlich von Papier gepflochten. Bei ihrem Anblicke fühlte Julius plötzlich einen scharfen Stich im Herzen, denn sie erinnerten ihn an Anton, der schon als Knabe sehr geschickt in solcher Arbeit war. „Wer hat die Körbchen gemacht?“ fragte er schnell. „Dort sitzt er an der Thüre,“ antwortete sein Nachbar, „ein junger Invalide, dem beide Füsse abgeschossen wurden, und der jetzt auf diese Weise sich seinen kümmerlichen Bissen Brod erwirbt.“

(Der Beschluß in der zwölften Lieferung.)



Die Enten, der Pfau und der Schwan.

„Der Pfau sprach einst zur Ente: „Hum!"
Wie tragt ihr doch den Hals so dumm,
Frau Nachbarin, bei's König's Bart!
Ist gar kein Schick in eurer Art!
Seht nur, wie fein, wie schlank, wie schön
Ich meinen Hals versteh' zu dreh'n!
Lern't doch ein Wenig von Manier,

Ihr könnt's ja haben, nehmt's von mir!"
„Ach, was ihr doch nicht alles sprecht!"
Sprach Mutter Ente schlecht und recht;
„Ihr dünkt euch Wunder was zu seyn.
Doch hört, da fiel mir etwas ein,
Das wünscht' ich gleich von euch gethan:
Geht doch, mit Gunst, zu jenem Schwan,
Der, wie ihr das vermuthlich wißt,
Mit seinem Hals kein Tölpel ist;
Geht hin und zeigt ihm euch, und fragt,
Was er zu euren Künsten sagt.
Dreht euren Hals nach Hofmanier
Zur Rechten und zur Linken schier,
Mit Hokuspokus aller Art,
Mit Fein und Schlank, und Schön und Zart,
Und kommt ihr da gekrönt davon,
So nehm' ich bei euch Lektion.

Der Müssiggang.

Der Müssiggang ist, wie man nicht mit Unrecht sagt, aller Laster Anfang, das heißt, wer sich einmal dem Müssiggange ergiebt, wer die Zeit mit Faullenzen und Nichtsthun hinbringt, der hat schon den Grund gelegt, ein lasterhafter, gottloser Mensch zu werden. Wer sich dem Müssiggange ergiebt, ist gewiß verloren, er mag vornehm oder gering, reich oder arm seyn, denn noch nie hat Müssiggang etwas Gutes gestiftet, dagegen der Fleiß, zu dessen Lobe wir hier ein Gedicht folgen lassen, immer die erfreulichsten Früchte trägt.

Der Fleiß.

Holder Fleiß, wie lieb' ich dich!
 Du, du bist der Jugend Krone.
 Weiche nie von mir und lohne,
Wenn ich es verdiene, mich.

Auf der Wissenschaften Bahn
 Leitet deine Hand mich weiter,
 Und so froh bin ich, so heiter,
Hab' ich, was ich soll, gethan.

An der Trägheit Seite hin
 Schleicht die liebe Langeweile,
 Mir entflieht die Zeit mit Eile,
Wenn ich thätig, fleißig bin.

Arbeit macht gesundes Blut,
 Stärket Geist und Herz und Glieder,
 Schlägt Verdruß und Grillen nieder,
Und giebt immer frohen Muth.

Ehre lohnt und Ueberfluß
 Männer, die in Kinderjahren
 Fleißig, gut und artig waren,
Ha! wie dieß ermuntern muß.

Krönt nicht Gott des Landmanns Schweiß
 Durch den Segen reicher Garben?
 O so darf ich niemals darben,
Lieb' ich dich nur, holder Fleiß.

Betrachten wir zur Aneiferung im Fleiße überhaupt nur die Thiere, sind sie nicht immer in steter Bewegung? Ist es nicht eine Schande, daß der Mensch, ein vernünftiges Geschöpf, der den Nutzen der Arbeitsamkeit doch einsieht, sich so oft von ihnen übertreffen läßt? Wie thätig ist nicht die kleine, schwache

Ameise? Sie bereitet sich ihre Nahrung im Sommer, und sammelt ihre Speise zur Zeit der Ernte; ja sie soll sogar des Nachts bei Mondschein arbeiten. Ruft sie nicht gleichsam jedem Müssiggänger zu: Komm her zu mir, Du Fauler, und lerne von mir Arbeitsamkeit!

Oder wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf die nützliche Biene. Dieses kleine Insekt giebt uns ein Beispiel des Fleißes, das vielleicht seines gleichen nicht hat. Sobald der Winter vorüber ist, kommt sie aus ihrer Zelle hervor, wenn sie auch gleich in Gefahr stehet, daß der zarte Bau ihres Körpers durch den Frost leiden, oder ihre schwachen Glieder starr werden könnten. Wenn auch die Strahlen der Sonne die aufblühenden Pflanzen noch nicht hinlänglich durchgekocht haben, um Honig heraus saugen zu können, so sammelt sie doch immer etwas, was zu ihrem Unterhalte nöthig ist. Aber ihr Fleiß nimmt mit dem Frühling und Sommer noch zusehends zu.

So soll auch dein Fleiß, liebes Kind! täglich, und mit den Jahren immer mehr wachsen.

Kind, geh' zu der Biene hin;
Sieh' die kleine Künstlerin,
Wie sie weise sich bemüht
Und aus allem Nutzen zieht!
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh',
Ist geschäftig spät und früh.

Und Du wolltest müssig seyn?
Deine Zeit der Trägheit leih'n?
Nein, sey fleißiger noch als sie,
Der Gott nicht Verstand verlieh.

Deines Lebens kurze Zeit,
Sey in froher Emsigkeit
Gott und deinem Glück geweiht.

Nicht zur trägen Weichlichkeit
Gab der Schöpfer Dir die Zeit.
Du empfingst aus seiner Hand
Kräfte, Leben und Verstand.
Nun so heil'ge sie durch Fleiß,
Ganz zu deines Schöpfers Preis,
Jetzt als Kind und einst als Greis.

Wen sollte die Geschäftigkeit dieses kleinen Thierchens nicht zur Nachahmung aneifern, ja um so mehr, da wir auch wissen, daß wir einst Rechenschaft geben müssen, wie wir gearbeitet haben! Wie fleißig sollten wir seyn, da sich die Frucht unserer Thätigkeit nicht bloß auf einige Jahre, sondern sogar bis in die Ewigkeit erstreckt! Die Biene sammelt den Honig nicht für sich selbst, sondern für ihren Herrn, wir aber können uns durch weisen Fleiß Früchte für das ewige Leben sammeln.

Sey daher, liebe Jugend! nie träge in dem, was Dir zu thun obliegt, sondern arbeite, lerne fleißig, jetzt hast Du Zeit und Kräfte, denn es kommt einst das Alter, wo Du schwach wirst und von dem leben sollst, was Du Dir in der Jugend gesammelt hast. Wer Etwas ausrichten will, muß früh aufstehen und an die Arbeit gehen. So ist es auch mit Dir. Willst Du ein frohes, zufriedenes Alter, so wende jetzt schon Deine jugendlichen Kräfte recht an. Arbeit giebt gesundes, frisches Blut. Müssiggang macht schwach und verkürzt unser Leben. Kostbar ist der Frühling Deines Lebens, die Zeit Deiner Jugend; vergeude sie daher nicht, denn sie ist unwiederbringlich für Dich dahin.

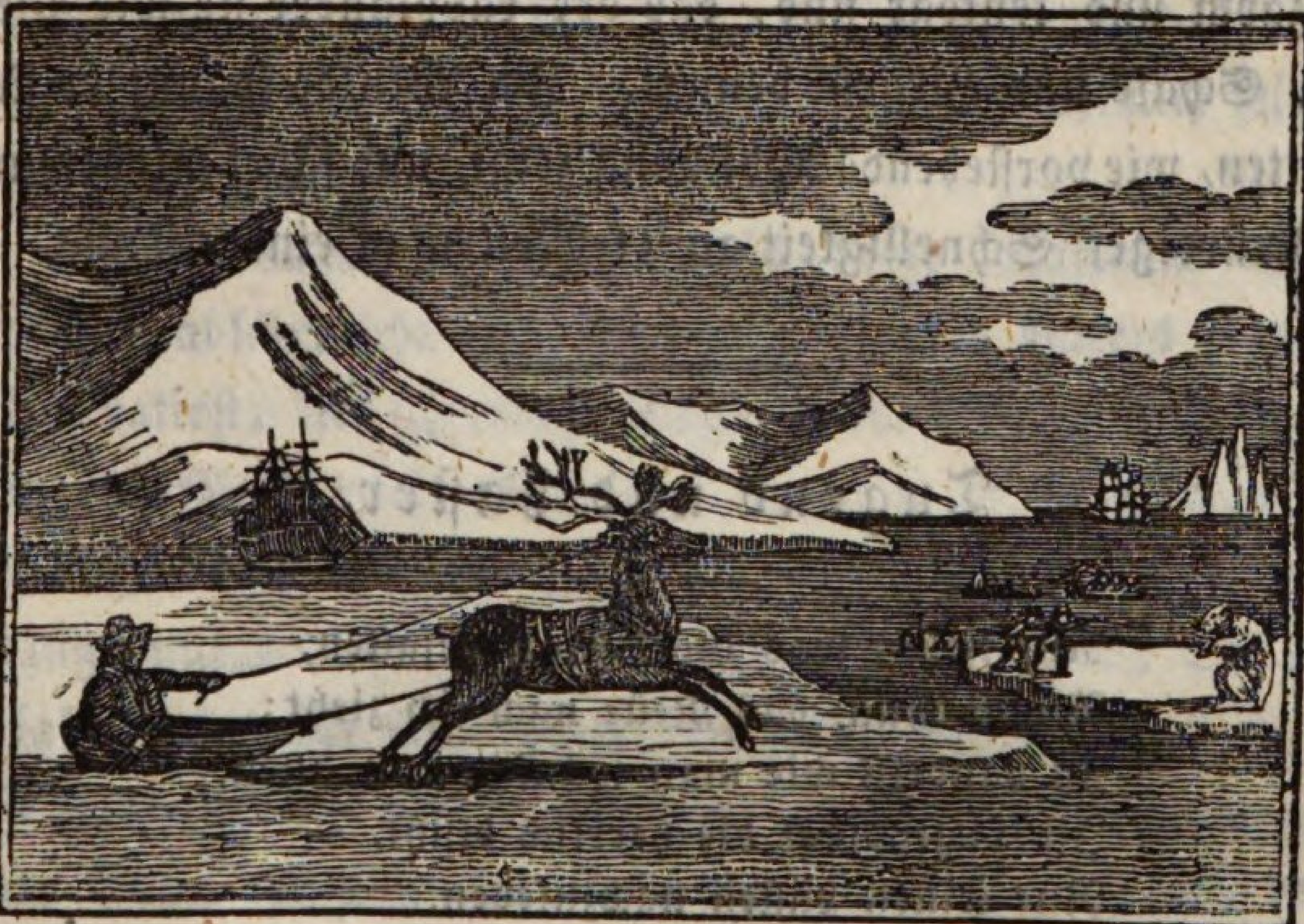
Kommt Dich ein Geschäft bisweilen auch hart an, so denke an das Sprichwort unserer guten Voreltern: Lust und Lieb zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit g'ring.

Mein Lehrer sagte oft: Ein kleiner Faullenzer, ein großer Taugenichts. Wie wahr sind doch diese Worte! Denn was wird gewöhnlich aus einem Kinde, das nichts arbeiten, nichts lernen will? Ein elender Mensch, der allgemein verachtet wird. Der Kerl, heißt es bei einem solchen Menschen, stiehlt Gott den Tag ab; er ist nicht werth, daß ihn die liebe Sonne anscheint. O dürftest Du doch nie unter die Zahl solcher Faullenzer gerechnet werden!

Ja die Folgen des Müssiggangs sind oft nur zu schrecklich. Manche Unschuld geht verloren. Ein Faullenzer, der sich nicht mit Gutem zu beschäftigen weiß, wird Böses treiben; er wird sich mit Jenen verbinden, die ihm gleichen; er wird die beste Zeit zu gefährlichen Spaziergängen, unnützen und unerlaubten Vergnügungen, Spielen rc. anwenden.

Frommer Entschluß.

Voll Andacht will ich vor dich treten,
O Gott, der du mein Vater bist;
Will gern und fleißig zu dir beten,
Zu zeigen daß ich bin ein Christ.
Will gut mit allen Menschen seyn,
Mich nur an ihrem Glück erfreun.



Das Rennthier in Lappland.

Ohne diese Thiere würde Lappland unbewohnbar seyn, da der Reichthum der Lappländer bloß in der Anzahl der Rennthiere und in der Ausdehnung des Weidelandes für dieselben besteht. Arme Leute haben 50 bis 200 solcher Thiere; die zur Mittelklasse gehören; 300 bis 700, und die Reichen besitzen mehr als 1000. — Dieses Thier nährt sich fast gänzlich vom Rennthiermoose, welches daselbst in außerordentlicher Menge wächst. Es frißt aber auch Frösche, Schn.cken, ja sogar Bergratten, welches letztere es oftmals so weit verfolgt, daß es sich verirrt und den Rückweg verliert.

Die Heerden werden gewöhnlich des Abends und des Morgens gemolken; nach Hause getrieben; eine Magd und ein Hund

treiben eine große Heerde, da diese Thiere im Allgemeinen so sehr zahm und lenkbar sind, daß der Lappländer sie wie Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen benutzt. Im Winter spannt er sie an Schlitten, wie vorstehende Abbildung zeigt, und fährt mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit an 21 Meilen in einem Tage.

Tugend und Laster.

Nur lieben was Gott kann gefallen,
Nichts thun, das Reue nach sich zieht;
Zu handeln wie man wünscht von allen,
Ist Tugendsaat die herrlich blüht. —
Nur seinen Lüsten nachzuleben,
Nicht fragen ist es recht und gut;
Nur nehmen um niemals zu geben,
Ist Laster, löscht der Liebe Gluth.

Die traurigen Folgen der Lüge.

(Beschluß.)

Julius schlug die Augen auf, erkannte seinen Spielkameraden, stürzte hin zu ihm und schloß ihn weinend in seine Arme, zum großen Erstaunen des Invaliden und aller Anwesenden. Der arme Anton blieb nicht lange im Zweifel. Die Züge des jungen Mannes, der einst sein Bruder gewesen, hatte er erkannt; unwillig entzog er sich dessen Umarmung. Aber Julius ließ nicht nach, und seine Freude und seine Reue waren so stark, daß

der gute Anton sich bald bewegen ließ, mit seinen Krücken ihm nachzuhinken. Julius führte ihn auf sein Zimmer, drückte ihn an sein Herz und bat ihn mit freundlicher Wehmuth seine Geschichte zu erzählen.

„Ach!“ sagte Anton, „die ist kurz. Nachdem Du mich durch jene abscheuliche Lüge aus deines guten Vaters Hause vertrieben hattest, lief ich einige Tage in der Gegend umher. Der Hunger nöthigte mich, Soldat zu werden. (Julius war es jetzt ganz enge um's Herz.) Ich habe, erzählte Anton weiter, drei Feldzüge mitgemacht. Wie es mir ergangen siehst Du wohl.“ Er sahe dabei auf seine hölzernen Füsse und seufzte tief. Julius stand stillschweigend und ganz verstummt vor ihm. „Das ist der Sohn des Mannes, dem mein Vater sein Glück, dem ich selbst meinen Wohlstand verdanke! den hab' ich durch meine schändliche Lüge in die weite Welt gejagt! der ist durch mich zum Krüppel geworden!“ Solche Gedanken zerrissen sein Herz. „Vergieb mir mein guter Anton!“ stammelte er, „ich will ersetzen, was ich vermag.“

„Ersetzen?“ murmelte Anton, und blickte wieder auf seine hölzernen Füße. — „Komm mit mir,“ fuhr Julius fort, „theile mtt mir, was ich habe! sey wieder mein Bruder, wie ehemals.“

Gern nahm der Invalide zwar den Vorschlag an, denn seine Papier-Körbchen nährten ihn nur kümmerlich; aber, was auch Julius für ihn thun konnte und wollte, und er wollte es wahrhaft von Herzen, die abgeschossenen Füße konnte er ihm doch nicht wieder geben! Anton war und blieb ein Krüppel.

Am andern Tage miethete Julius für ihn eine bequeme,

in Federn hängende Kalesche, um den Wiedergefundenen, der an schlecht geheilten Wunden oft noch litt, so sanft als möglich heim zu führen. Diese Anstalten verzögerten seine Abreise, nnd aus langer Weile wollte Marianna, seine Frau, noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt besehen. Zu diesem gehörte auch ein Hospital, das mit großer Sorgfalt unterhalten wurde. Am Arme ihres Mannes Julius ging sie durch die Krankenzimmer, freute sich der reinlichen Betten und theilte mit wehmütigem Vergnügen einige Wohlthaten aus. Dann besuchten sie die Blinden in einem andern Flügel des Hauses. Auf dem Rückwege mußten sie durch ein Zimmer, wo sie eine sehr schöne junge Frau mit zerstreuten Haaren sitzen sahen, die ihre Haare beständig in Zöpfe flocht, wieder aufdrehete und abermals flocht.

Neugierig blieb Marianna stehen und fragte den Führer, was das zu bedeuten habe? — „Ach!" sagte dieser, die arme junge Person ist wahnsinnig." Erschrocken klammerte sich Marianna an ihren Mann und wollte schnell vorübergehen; allein der Führer versicherte, sie habe nichts zu fürchten, die Unglückliche thue Niemand Etwas zu Leide. Ja, Anfangs habe sie geras't, man habe sie binden, auch wohl schlagen müssen; aber nun, seitdem sie Gesellschaft habe, sey sie fromm, wie ein Kind.

„Welche Gesellschaft?" fragte Julius.

„Treten Sie hinein," antwortete der Führer, „Sie werden eine der merkwürdigsten, wiewohl der traurigsten Geschichten vernehmen."

Die Fremden traten hinein, und gewahrten nun, in einer

Ecke sitzend, einen bleichen, hagern, jungen Mann, der aus hohlen Augen vor sich hinstarrte und ihrer nicht zu achten schien.

„Ist er auch wahnsinnig?“ fragte Julius den Führer ganz leise.

„O nein, nur sehr unglücklich! er hat sich bloß hieher begeben, um diejenige zu bedienen, die minder unglücklich ist, als er, weil sie ihren Zustand nicht kennt!“

Marianna faßte Muth, trat der armen Wahnsinnigen näher und fragte sanft: „Was machen Sie da?“ — Die junge Frau lächelte Mariannen freundlich an: „Ich putze mich,“ sagte sie, „ich putze mich für meinen Mann, heute wird er kommen.“

Mariannens Augen füllten sich mit Thränen. Sie wünschte die Geschichte der Leidenden zu wissen, und auf die Versicherung des Führers, daß der junge Mann sie wohl bisweilen erzähle, wenn er durch die Theilnahme hiezu bewogen werde, wandte sich Julius an den Unglücklichen, redete ihn an und bat ihn mit dem sanftesten Ausdrucke der Empfindung, den Ursprung dieses Elendes ihm und seiner Frau zu erzählen. Anfangs blickte der Mann ihn wild an und schien seine Bitte nicht zu achten; als er aber Mariannen weinen sah, da betrachtete er sie lange stillschweigend, seine Wildheit verwandelte sich in Schwermuth und auch ihm rollten ein Paar große Thränen über die Wangen.

„Mein Vater,“ hub er an, „war hier ein bemittelter Kaufmann. Er verlor meine Mutter früh. Einige Jahre nachher wollte er wieder ein junges, liebenswürdiges Mädchen heirathen. Doch ihr eigensinniger Oheim, von dem sie abhing,

wollte es nicht zugeben. Auf einmal kam sie durch ihn weg, und Niemand wußte wohin."

„Mein Vater war jetzt in Verzweiflung. Er forschte unaufhörlich nach dem Aufenthalt seiner Geliebten, er unternahm selbst eine lange Reise in dieser Absicht, doch all sein Suchen blieb fruchtlos. Kurz vor ihrem Verschwinden hatte er ein Findelkind bei sich aufgenommen, daß ich Schwester nannte. Wir wuchsen mit einander auf und mein Vater liebte uns beide gleich herzlich.

„Ich kam, als ich älter geworden, in die Residenz, und wurde Buchhalter in einem guten Hause. Hier trat eines Tages keuchend ein Bote zu mir herein, meldete mir, daß mein Vater schwer krank sey, und mich dringend bitten lasse, auf der Stelle zu ihm zu eilen, weil er mir noch etwas Wichtiges zu entdecken habe, wovon die Ruhe seiner Sterbestunde abhänge. Ich setzte mich schnell auf ein Pferd und flog zum Thore hinaus. Als Knabe hatte ich diesen Weg erst ein Mal gemacht, es war daher kein Wunder, daß ich stutzte, als ich an eine Stelle kam, wo die Landstraße sich theilte. Mich ergriff der ängstliche Gedanke: es sey möglich, daß ich den falschen Weg wählen und dadurch die kostbarsten Augenblicke verlieren könne. Als ich aber eben in dieser ängstlichen Minute einen wohlgekleideten Retter kommen sah, so verschwand meine Besorgniß. Ich bat ihn höflich und dringend, mir den rechten Weg nach Lindenheim zu zeigen. Er selbst mußte ihn wissen, denn da es hier nicht mehr als zwei Straßen gab, so kam er entweder geraden Weges aus meiner Geburtsstadt, oder die andere Straße mußte die rechte seyn. Das erstere war der Fall.

wie sich nachher ergab; allein der Unmensch trieb den grausamsten Muthwillen mit mir und zeigte mir den falschen Weg.“

Julius erblaßte. „Wann war das?“ fragte er den Erzähler stotternd.

„Vor drei Jahren um dieselbe Zeit. Ich war wohl schon zwei Stunden auf dem Irrwege fortgeritten, ohne manchen mir begegneten Wanderer zu fragen; denn eine solche Frage hätte mich nur aufgehalten; und wie konnte ich erwarten, daß ein Mensch so schlecht sey, die einfachste, leichteste Pflicht der Menschenliebe nicht zu erfüllen?“

Julius hält mit zitternder Hand das Schnupftuch vor das Gesicht.

„Endlich,“ so fuhr der Erzähler fort, „kam ich an ein unbekanntes Slädtchen und wurde meinen Irrthum gewahr. Den bösen Schalk verfluchend, kehrte ich schnell um, und spornte mein Pferd aus allen Kräften. Es war mit Schaum bedeckt, als ich spät in der Nacht in meines Vaters Hause ankam. Ach! es war zu spät. Wenige Minuten vorher hatte er den gequälten Geist aufgegeben, und seine letzten Worte waren eine Frage nach mir!“

„Als die ersten schmerzvollen Tage überstanden waren, untersuchte ich emsig alle seine Papiere, um eine Spur des Geheimnisses zu finden, welches er mir noch hatte entdecken wollen; aber vergebens. Da ich die Geschäfte alle in der besten Ordnung fand, so meinte ich, es müsse bloß eine persönliche Angelegenheit, etwa irgend ein Unrecht wieder gut zu machen, gewesen seyn, und in dieser Vermuthung gab ich den Armen reichlich.“

„Babet, das nun durch meines Vaters Tode zwei Mal verwais'te Findelkind, war seit meiner Abwesenheit so schön und liebenswürdig, aber auch täglich frömmer und tugendhafter geworden, daß ich mich sogleich entschloß, sie zu meinem Weibe zu nehmen, um so mehr, da ich meines Vaters Zärtlichkeit für sie gekannt hatte, und vermuthen durfte, daß, wenn sein Schatten uns umschwebe, diese Verbindung ihn freuen werde: ja, ich dachte sogar, daß er vielleicht gerade deßhalb so sehr gewünscht, mich noch zu sprechen, um mir Babet zur Gattin zu empfehlen. Auch ihr gefiel diese Vorstellung. Wir heiratheten und lebten ein halbes Jahr so glücklich, mit einander, so glücklich — —"

Hier unterbrachen Thränen seine Worte, er mußte sich sammeln, ehe er weiter reden konnte. — Julius schien auf glühenden Kohlen zu stehen. — Der bleiche, junge Mann fuhr fort: „Ein Brief aus Nordamerika zertrümmerte in einem Augenblicke dieses stille Glück. Er war von der vormaligen Geliebten meines Vaters geschrieben, nicht als von seiner Geliebten, sondern von seiner Gattin, da er mit ihr ein ganzes Jahr heimlich vermählt gewesen war. Babet war ihr Kind und — meine Schwester. — Erlassen Sie mir das Uebrige! Sie sehen hier die Folgen dieses Briefes — ich war der Mann meiner Schwester! ich mußte mich von ihr trennen — leider war ich so stark, daß ich das Schrecklichste ertrug, ohne verwirrt zu werden. — Babet unterlag! Sie wollte mich nicht verlassen, und glaubte, aus Frömmigkeit, ein ungeheures Verbrechen, obschon unwissend, begangen zu haben — sie fiel in Raserei — man mußte sie binden — nur wenn sie mich erblickte, wurde sie still und ruhig, obgleich sie mich nicht kannte und nie wieder erkannt

hat! Diese mehrmals wiederholte Erfahrung bestimmte mich, ihre traurige Wohnung zu theilen. Es ist das Einzige, was ich für sie thun kann, bis Gott mich oder sie zu sich ruft."

„Bald wird auch ihre Mutter eintreffen, welch' ein neues Schauspiel des Jammers erwartet mich dann! — O daß der Unmensch Zeuge davon seyn könnte, der durch eine einzige muthwillige Lüge all' dieses namenlose Elend über uns gebracht hat! Er sey verflucht! und möge Gott ihm lauter wahnsinnige Kinder geben, die täglich meine arme Babet furchtbar rächen!"

Bei diesen Worten taumelte Julius gegen die Mauer, hielt sich noch einen Augenblick und sank dann ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu sich kam, lag er auf einem Ruhebette im Wirthshause nnd starrte Alles um sich her mit wilden Blicken an. Gegen Abenb ergriff ihn ein heftiges Fieber. Anton und Marie wichen nicht von seinem Bette; man glaubte, er werde sterben. Wochenlang kämpfte er mit dem Tode; seine stärkere Jugend siegte, aber der Friede der Seele fehlte ihm immer; er schlich herum, wie ein Träumender, versteckte sich schüchtern vor jedem Fremden, und war stumm, selbst für seine Frau und Hausgenossen. Nur als er, von tiefem Kummer nach und nach aufgezehrt, auf dem Sterbebette lag, ließ er, wenige Stunden vor seinem Tode, sich sein einziges Söhnchen auf das Bette heben und sprach zu ihm mit heißen Thränen: „Mein Kind! lüge nie! selbst die kleinste Lüge kann schreckliche Folgen nach sich ziehen! und besäßest Du alle Schätze der Erde, Du wirst sie vergebens wieder gut machen wollen!" —

O so meide denn, liebes Kind, jede Lüge, damit nicht auch Du einst tiefe Reue darüber empfinden müßtest, und vergiß nie, daß, wie aus einem kleinen Funken ein großes Feuer, so aus einer dem Anscheine nach geringen Lüge ein großes Unglück, wie Du eben gelesen hast, entstehen kann! Gehe nie mit Lügnern um, und denke öfters bei Dir selbst:

Wer treu die Wahrheit ehrt
Ist Gott und Menschen werth;
Der Lügner wird gehaßt von beiden.
Dieß laß, o Herr! mir Antrieb seyn,
Der reinen Wahrheit mich zu weih'n,
Und jede Lüge zu vermeiden.

Hoffnung belebt.

Diese Welt, die Heimath vieler Leiden,
Hat für uns ein guter Gott gebaut!
Seelenwonne will er dem bereiten,
Der auf seine Wege kindlich traut,
Sind auch düster unsre Lebensstunden,
So sey Hoffnung unser Pilgerstab:
Hielten Schmerzen auch die Brust umwunden,
So erquicket Ruhe einst im Grab.

Die Affen.

Der Affe steht dem Menschen in seiner körperlichen Ausstattung sehr nahe; nur besitzt er vier Hände. Man nennt ihn daher den Vierhänder und das mit Recht!

Waldige Gegenden aller Welttheile dienen dem Affen zum Aufenthaltsrote; nur Europa scheint er nicht sehr lieb gewonnen zu haben. Außer jenen felsenreichen Gegenden von Gibraltar, allwo man noch Affen findet, scheint es ihm in diesem Erdtheile nirgends gefallen zu haben. Es hat aber nichts zu sagen; denn ich sage es öffentlich, die Affen sind gar nicht so brav, wie viele Kinder glauben. O nein, sie sind sogar zu fürchten; denn sie sind diebisch, neidisch, heimtückisch, sehr rachgierig und — das müssen sie manchen Kindern abgelernt haben — unverträglich! Was an ihnen gefällt und worüber man oft herzlich lachen muß, ist ihr possirliches Wesen. Nicht minder machen sie sich bei den Menschen durch eine besondere Geschicklichkeit und Neigung, menschliche Handlungen und Bewegungen nachzuahmen, beliebt. Das verstehen sie aber auch wirklich recht gut. Gewiß ist ihnen ein treues Gedächtniß und eine scharfe Beobachtungsgabe dazu behülflich.

In der Jugend zeigen sich die Affen besonders munter, gewandt und neugierig. Aelter geworden, werden sie ruhiger. Es geht ihnen eben wie den Menschen, auf deren Aehnlichkeit sie stolz sind. Doch, es fehlt ihnen viel, sehr viel, um an die Stelle des Menschen zu treten."

Die Größe der Affen ist sehr verschieden. Man findet einige Arten, welche eine Höhe von 3 bis gegen 8 Fuß erreichen. Dagegen gibt es auch kleine Affen, solche, welche kaum 8 Zoll hoch werden.

Das Splitterchen.

Ein Vater ging eines Tages mit seinem Söhnlein hinaus, in das nahe Gehölze. Munter wandelte Hänschen, so hieß der Knabe, von einem Baum zum andern, und was immer sein Auge erblickte, erhöhte die Freude seines schuldlosen Herzens. Da kamen sie zu einer Eiche, an welcher eben zwei rüstige Männer Hand angelegt hatten, um sie zu fällen. Hänschen verweilte mit Lust; denn es gefielen ihm die gewaltigen Hiebe, und er hatte noch nie eine Eiche fällen gesehen. Jetzt sprang auf einmal dem zu nahe lauschenden Knaben ein Splitterchen ins Auge. Ach, da lief er traurig und erschreckt zum Vater, rieb mit der Hand am Auge, und das helle Wasser rann ihm, wie ein Thränenbächlein, über die Backen herunter, und er konnte nicht ruhen, bis endlich der Vater das Splitterchen fand, und es mit vorsichtiger Hand aus dem Auge heraus zog.

„Ach des blinden, thörichten Menschen!“ sprach nach einiger Weile der sinnige Vater. „Das kleinste Splitterchen im Auge läßt ihm keine Minute weder Ruhe noch Rast, bis es endlich heraus ist; aber den Balken im Herzen kann er Jahre lang behalten, ohne daß es ihn kümmert, denselben hinaus zu schaffen!“

„Aber sag' mir, mein Vater,“ fragte der Knabe, „was ist denn der Balken im Herzen?“ „Das ist, liebes Kind,“ versetzte der Vater, z. B. die bittere Feindschaft, oder die sündhafte Lust; oder irgend eine andere Leidenschaft, welche den Menschen der Reinheit und Ruhe seiner Seele beraubet.

„Darum, mein Sohn! merk' es dir für jeglichen Tag deines Lebens: Was immer den Frieden und die Freude deines Herzens stören will — ruhe nicht, bis es heraus ist, wie beim Splitter im Auge. Denn ein gutes, argloses Herz ist doch unendlich mehr werth, als ein gutes, unbeschädigtes Auge.“

Der Sturm.

Es hatte einst viele Wochen nicht mehr geregnet. Die sengenden Strahlen der Sonne drückten ermattend den Wanderer; es erblaßte die Flur; die Bäche und Quellen waren halb ausgetrocknet; die Blumen fingen an zu welken, und die ausgebrannte Erde schien zu verschmachten.

Da kam nun über Nacht ein Sturm, von einem furchtbaren Regen begleitet, und die ganze Gestalt der Natur ward nun auf einmal geändert. Da trat Vater Helwig mit seinem Sohne hinaus in das Saatfeld, und erquickte sich an der Schönheit und Anmuth, womit die Erde nun wieder geschmückt war.

„Nicht wahr, mein Vater," so sprach der Sohn, „nach dem Sturme glänzen die Strahlen der Sonne noch einmal so herrlich, und mit neuer Lieblichkeit blühen und duften die Bäume und Blumen wieder, und die vorhin welkenden Pflanzen erheben neugestärket ihr Haupt von der Erde gegen das Licht des Himmels empor?"

„Du hast wohl recht, mein Sohn," antwortete der Vater, „und da siehst du, wie väterlich Gott die ganze Natur versorget und regieret! Also regieret und erzieht er auch — seine Kinder — die Menschen; denn was Sonnenschein und Sturm der Natur sind, das sind die Tage der Freude und der Trauer dem menschlichen Herzen."

Scheinet dem leichtsinnigen Menschen zu lange die blendende Sonne des Glückes, so wird die verblendete Seele dürr und kraftlos zum Guten, und er wendet gar bald sein Antlitz von Gott und dem Himmel hinweg, und kehret es nieder zur Erde, und wandelt — als ein Irdischgesinnter — im Staube, und hänget sein Herz an die Sünde.

„Nun aber verkehret Gott die Freude des Menschen in Schmerz, und sendet über ihn Stürme des Unglücks hernieder: da besinnet sich die Seele des Verirrten, und, woferne er nicht zu dem Geschlechte der Verworfenen gehöret, erhebt sich sein Blick von der Erde zum Himmel, und er wendet sich weg von der Sünde zu Gott und er stehet nun da in neuer Schönheit und Anmuth, und die heiligen Engel freuen sich seiner."

Inhalt.

Erste Lieferung.

	Seite
Der gute Hirt — Morgenlied	1
Die Unterlassung des Guten. Eine Parabel.	2
Das lebendige Gefängniß	5
Das Wohlgefallen am Guten	11
Der gebesserte Wolf. Eine Fabel	14
Briefchen zum Geburts- und Namenstage	16

Zweite Lieferung.

Die goldnen Jugendjahre. Lied am Prüfungsfeste zu singen	17
Die Schmuggler	19
Der Frühling	22
Denksprüche	23
Der Hirsch und das Reh	24
Briefchen eines noch nicht zehnjährigen Töchterchens einer Primarschule	25
Ein Bettelknabe, wohlthätiger als viele Reiche	28

Dritte Lieferung.

Der Sonne Haushalt	29
Berg und Thal begegnen sich nicht, aber Menschen	—
Der verlorne Sohn	32
Selbstmord unter Kindern	33
Kindesunschuld	34
Große Liebe der Kinder gegen die Eltern in China	35
Das Kätzchen und die jungen Hühner	38
Conrad, ein Kinderfreund	39
Der fischende Knabe. Parabel.	43

Vierte Lieferung.

Der Sommer	45
Lisette	46
Kern- und Sittensprüche	50
Der Ochs und Esel vor dem Richterstuhl des Königs der Thiere	51
Legende	52
Heldenmuth aus Kindesliebe	55
Die Biene	59
Lebenslehren für die deutsche Schuljugend	60

Fünfte Lieferung.

Der Herbst	61
Die verschenkte Geige, oder: Wohlthun trägt reiche Zinsen	62
Gott ist überall	69
Das Necken des Hofhahns	70
Die wohlthätigen Kinder	71
Das Böckchen und der Wolf	75
Jugendliches Schiffer-Liedchen	76

Sechste Lieferung.

Der Winter	77
Die dankbare Gräfin	78
Morgengebet — Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut	80

Seite

Was Gott gefällt? 83
Die wiedervergoltene Großmuth 84
Elternliebe 86
Der Schmetterling 87
Das stolze Gretchen 88
Eine Sünde ist der andern Mutter 91

Siebente Lieferung.

Das Harfenspiel — Abendgebet 93
Die Geschwisterliebe 94
Der Hund 101
Das kranke, in Gottes weise Anordnungen ergebene Kind . . 105
Dankbarkeit gegen den Lehrer 105
Liebe und Einigkeit der Geschwister 107

Achte Lieferung.

Die Schifffahrt — Die Geschwisterliebe. (Beschluß.) 109
Der Strom 116
Das Pferd 117
Geduld 118
Peter Lohbeck 121

Neunte Lieferung.

Die Kindheit — Liebe und Gehorsam gegen die Eltern 125
Der ungehorsame, unartige Leo 126
Das Schaf 134
Eine nützliche Belehrung durch ein Gleichniß 135
Lohn erfüllter Kindespflicht 136
Gott — auch der Waisenvater 137

Zehnte Lieferung.

Die Korn=Aehren 141
Gott auch der Waisen Vater. (Beschluß.) 145
Das betende Kind — Lohn des Vertrauens 152
Der Bär, der Esel, der Haase und der Löwe 153
Laß einem Jeden das Seinige 154
Religiöser Zuruf an Kinder — Anwendung der Jugendjahre . . . 156
Anwendung der Zeit. . . . . —

Eilfte Lieferung.

Das Fischangeln 157
Die traurigen Folgen der Lüge 159
Die Enten, der Pfau und der Schwan 167
Der Müssiggang 168
Frommer Entschluß 172

Zwölfte Lieferung.

Das Rennthier in Lappland 173
Tugend und Laster — Die traurigen Folgen der Lüge. (Beschluß.) . 174
Hoffnung belebt 182
Die Affen 183
Das Splitterchen 185
Der Sturm 186

L. D
Kindergebet

L. D

Kinderzeitung

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die christliche Kinder-Zeitung zur Bildung, Belehrung u. Unterhaltg. d. Kindl. Alters

Augsburg 1841

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 3706
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260650-0